

FAMA
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
13. Jahrgang
September 1997

FAMA 3



Frauensichten
auf die Wirtschaft

Globalisierung, «Verschlankung» der Betriebe und Fusionen, Abbau von Arbeitsplätzen, Deregulierung, permanentes Wirtschaftswachstum, Shareholder Values, Kasinokapitalismus – wir lesen es täglich in den Zeitungen: Die kapitalistische Marktwirtschaft dominiert unsere Lebenswelt. Wie einst Gott thront sie über uns und bestimmt – allmächtig – all unser Tun und Lassen. Die Befreiungstheologie spricht denn auch seit einigen Jahren vom «Götzen Markt», um die religiöse Dimension aufzudecken, welche die Wirtschaft angenommen hat: Der Markt ist zu einem Gott geworden, der in seiner unendlichen Weisheit alles so herrlich regieret. Waren, Geld und Kapital sind die Fetische, die unser Leben beherrschen. Banken und Börsen die Tempel, zu denen die Gläubigen pilgern, in denen dem Gott gehuldigt wird. Wie dereinst den Göttern, müssen auch der neuen Gottheit Opfer gebracht werden: Arbeitsplätze, Lebenskraft, Gesundheit, Menschenleben.

Die religiöse Dimension des Marktes, in der nicht mehr der arbeitende Mensch, sondern das Geld im Zentrum steht – «Hier muss Ihr Geld arbeiten» (Kantonalbank) –, wird von der Werbung sogar explizit sichtbar gemacht, wenn sie sich in schamloser Weise religiöser Sprache und Bilder bedient: «Du sollst begehren deines Nächsten Marktanteil» (Wirtschafts-Woche). Solche Werbe-Slogans zeigen, womit wir es zu tun haben, wenn wir kritische, feministische Blicke auf die Wirtschaft richten wollen.

Das Wissen, dass «Frauensichten auf die Wirtschaft» nötig und wichtig sind, tragen wir FAMA-Redaktorinnen schon längere Zeit mit uns herum. Dennoch haben wir das Thema vor uns hergeschoben, und als wir dann endlich beschlossen, ein Heft zum Thema «Ökonomie» zu machen, haben wir uns damit schwergetan. Was verstehen wir denn schon von Ökonomie? Wie sollen wir das Thema angehen: Eine feministische Kritik an der «Religion des Kapitalismus» oder Modelle einer anderen, feministischen Ökonomie vorstellen? Und ist dies nicht alles viel zu komplex, um es in einer Hefinummer abhandeln zu können?

Was nun schliesslich vorliegt, ist der Versuch, aus unserer Sicht als Frauen die herrschende Normalität von verschiedenen Seiten kritisch zu hinterfragen, andere Sichtweisen der Dinge zu entwerfen als die scheinbar einzig wahre des «homo oeconomicus». Es geht nicht in erster Linie darum, wie Ina Praetorius in ihrem einleitenden Grundsatzaufsatz postuliert, dass wir als Frauen die androzentrischen ökonomischen Modelle im Detail zu verstehen lernen. Es geht vielmehr um eine grundsätzlich andere Sichtweise, um einen Perspektivenwechsel, indem wir das ins Zentrum des Wirtschaftens stellen, was das Primäre ist, in unserer Welt aber als das Sekundäre angesehen wird: die Befriedigung der Grundbedürfnisse der Menschen und die Sorge um das «gute Überleben für alle». «Weiberwirtschaft» nennt sich dieses andere ökonomische Modell, an dem sie und andere Frauen seit einigen Jahren arbeiten. Eine dieser Frauen ist Andrea Günter, die sich mit Wirtschaftsfragen auf der Ebene des Symbolischen, der symbolischen Ordnung auseinandersetzt. Etwas anderes zu denken als das, was der Logik der bestehenden Ordnung entspricht, darum geht es auch im Artikel von Lisa Schmuckli, die dem herrschenden Modell der kapitalistischen Geldwirtschaft eine «andere» Geschichte entgegenstellt: das biblische Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg – neu erzählt.

Eine Alternative zur bestehenden Geld- und Weltwirtschaft zeigt ebenfalls das Gespräch mit Helga Deussen Meyer: «Hauswirtschaft» als Modell eines Wirtschaftens, das die Befriedigung der elementaren menschlichen Bedürfnisse ins Zentrum stellt.

Auch Feministinnen aus dem Süden fordern Wirtschaftsweisen, die das Überleben der Menschen und nicht den Markt ins Zentrum rücken; auch sie üben grundsätzliche Kritik an einer Weltwirtschaft, die eine Erfindung des «weissen Mannes» ist und deren Auswirkungen die Frauen in den Ländern des Südens besonders schlimm trifft, wie Regula Frey Nakonz in ihrem Artikel aufzeigt. Mit den Auswirkungen einer entfesselten Marktwirtschaft auf die Arbeits- und

Lebenssituation von Frauen bei uns setzt sich eine Studie auseinander, die von der Ökumenischen Frauenbewegung Zürich in Auftrag gegeben wurde und von Ines Buhofer, einer Mitinitiantin der Studie, vorgestellt wird. Und last but not least berichtet Sabine Rimmele von einem spannenden Projekt: einer Forschungsreise in die Ökonomie, auf der sie gelernt hat, wirtschaftliche Zusammenhänge anhand der Erforschung eines einzelnen Konzerns und seiner Verflechtungen besser zu verstehen. Was sie als Fazit ihrer Reise festhält, nämlich dass die Auseinandersetzung sie ermutigt hat, den eigenen Wahrnehmungen mehr zu trauen und sie zum Ausgangspunkt ihrer Reise in die Ökonomie zu machen, das, so hoffe ich, bewirkt auch die Auseinandersetzung mit den verschiedenen «Frauensichten auf die Wirtschaft» in diesem Heft der FAMA.

Doris Strahm

«Gutes Überleben für alle»

Ein feministisch-ökonomisches Modell*

Ina Praetorius

Noch vor wenigen Jahren trug ich, wie viele andere Frauen, einen Widerwillen gegenüber «der Ökonomie» mit mir herum. Als kritische Bürgerin wusste ich zwar, dass das «Big Business» mein Leben prägt, vielleicht sogar determiniert, aber ich konnte mich nicht dazu aufrufen, den Wirtschaftsteil der Tageszeitung zu lesen. Ich wollte zwar wissen, wie genau das Weltwährungssystem, «Kasimokapitalismus» und «multinationale Konzerne» funktionieren, aber ich kapierte es einfach nicht.

Heute habe ich die androzentrische Rede von der Wirtschaft immer noch nicht in der Weise durchschaut, wie ich es damals wollte. Aber ich weiss inzwischen, dass es darum erst *in zweiter Linie* geht. In erster Linie geht es mir als Feministische Theologin darum, in dieser geheimnisvollen Welt, die sich als moderne Religion aufspielt, respektlos herumzutrapeln, eigene Wörter zu gebrauchen und laut und deutlich die Frage nach dem Sinn des Ganzen zu stellen. Ich bin nicht Ökonomin, sondern Theologin und Ethikerin. Das habe ich lange als Nachteil empfunden, wenn es um ökonomische Zusammenhänge ging. Inzwischen empfinde ich es als Vorteil, denn erstens erwartet niemand von mir, dass ich die Ökonomie wie ein Ökonom verstehe, und zweitens weiss ich als Theologin, dass Gott nicht der Markt ist. Theologie, Feministische Theologie, die Gemeinschaft denkender und sorgender Frauen gibt mir die notwendige Respektlosigkeit und eine andere Autorität als die der Insider. Diese Art Autorität macht es zweitrangig, ob ich die androzentrische Rede von der Wirtschaft in ihrer eigenen Logik verstehe. Aus pragmatischen Gründen muss ich mir natürlich einen gewissen Durchblick erarbeiten im Wortschatz der Ökonomen und Manager, aber *nicht*, weil ich dort *Wahrheit* vermute, sondern nur, weil ich etwas verändern will. Das ist ein entscheidender Unterschied.

Der Begriff, mit dem wir in der «Projektgruppe Ethik im Feminismus» unser Nachdenken über Wirtschaft benannt haben¹, heisst «Weiberwirtschaft». Ich möchte einen Einblick ins Denkmodell Weiberwirtschaft geben, indem ich in sechs Schritten darüber nachdenke, wie Frauen eine Wirtschaftstheorie und -ethik ins Werk setzen können, die der Wirklichkeit gerecht wird, die mehr ist als Kritik an oder Klage über androzentrische Theorie und die zum guten Überleben aller einen wirksamen Beitrag leistet.

Erstens: Ausgangspunkt ist die ethische Frage

Feministische Ökonomie und Feministische Wirtschaftsethik sind dasselbe. Von Anfang an ist die feministische Theoriebildung mit dem Anspruch aufgetreten, ein besseres Zusammenleben von Frauen und Männern in einer begrenzten Welt zu befördern. Das ist ein *ethischer* Anspruch. Die Auffassung, dass es «reine, objektive Theorie» gibt und daneben eine «ethische Frage», haben Feministinnen nie geteilt. Denn die «reine Theorie» ist historisch ein Produkt der Männerwissenschaft und also nicht «rein», sondern interessengeleitet. Die Tatsache, dass wir ethisch denken, entbindet uns allerdings nicht von der Verpflichtung, die Wirklichkeit genau und selbstkritisch wahrzunehmen. Wir tun das aber nicht zum Selbstzweck, um eine zweifelhafte «Reinheit» zu erreichen, sondern um des guten Lebens willen.

Es gibt noch einen anderen Grund, weshalb am Beginn und im Zentrum von Weiberwirtschaft die Ethik steht: Diese Welt, die einzige, die wir kennen und bewohnen können, ist begrenzt und bedroht. Auch Männer können, wenn sie so etwas wie Verantwortung spüren, nicht länger so tun, als gäbe es unbegrenzte Möglichkeiten des Weiterwirtschaftens. Alle müssen sich fragen: was liegt noch drin und was nicht? Diese Frage muss aufgrund von ethischen Überlegungen entschieden werden: Wem steht wieviel zu? Welche Möglichkeiten geben wir Heutigen den kommenden Generationen? Wie sieht eine bewohnbare Welt aus?

Unter «Ethik» verstehe ich genau solche Fragen. Zusammengefasst: Ethik ist Nachdenken und Sichverständigen über gutes Überleben und über die Frage, wie Frauen und Männer durch ihr Tun und ihr Lassen zum guten Überleben aller beitragen können. Mit dieser Definition von Ethik arbeite ich schon seit einigen Jahren. Sie hat sich bewährt, und ich habe sie an anderer Stelle schriftlich erläutert.² Wir haben bewusst eine Definition gewählt, die uns nicht an eine der modernen akademischen Ethikschulen anbindet und in die entsprechenden Insiderdiskussionen verwickelt. Die meisten der derzeit gängigen Konzeptionen akademischer Ethik würden mich dazu drängen, in erster Linie darüber nachzudenken, was Frauen und Männer über

das denken, was andere Männer vor ihnen über das gedacht haben, was andere Männer vor ihnen über das Denken wieder anderer gedacht haben. Ich will aber in erster Linie über *die Welt* nachdenken und darüber, wie es mit der Welt weitergehen soll. Natürlich denke ich ebensowenig wie irgend ein anderer Mensch im luftleeren Raum. Immer benutze ich Wörter und Sätze, die schon vor mir da waren. Aber ich meine, dass es heute für Frauen lebenswichtig ist, sich einen möglichst *direkten* denkerischen Zugang zur *Welt* zu schaffen, statt sich in akademische Binnendiskurse verwickeln zu lassen.

Zweitens: Es geht ums Ganze

Frauen haben sich daran gewöhnt, an den *Rändern der Welt* herumzudenken. Sie denken zum Beispiel darüber nach, wie sie in einer Ordnung, die die Interessen männlicher Menschen ins Zentrum stellt, einigermaßen zu ihrem Recht kommen können. Oder sie denken darüber nach, wie sie die zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb einer Familie oder einer anderen Kleingruppe in Gang halten können. Manchmal besteht das Denken der Frauen auch einfach darin, dagegen zu sein.

Dass Frauen selten über die Welt als Ganze nachdenken oder dass sie, wenn sie es doch tun, kaum gehört werden, ist logisch. Die androzentrische Ordnung hat Frauen nicht in die Mitte der Welt gestellt, sondern ihnen einen Platz am Rande zugewiesen: sie sind nach dieser Ordnung nicht um ihrer selbst willen da, sondern um für die Gesellschaft der erwachsenen freien Mann-Menschen bestimmte Funktionen zu erfüllen, vor allem die Funktion der Erzeugung neuer Menschen. Nur der erwachsene Mann gilt im strengen Sinne als «Mensch», der um seiner selbst willen in der Welt ist. Frauen dagegen erscheinen in der Ordnung als von Natur aus mann-bezogene Wesen. Als solche *können* Frauen aber per Definition nicht von sich selbst ausgehend etwas über die Welt aussagen, sondern allenfalls ihre *Funktion* in der Welt kommentieren. Dieser Logik folgt auch die offizielle Rede von der «Wirtschaft»: Unter «Wirtschaft» versteht man das, was in erster Linie Familienväter in der Öffentlichkeit tun. Frauen, so sagt man, sind *anders*. Sie sind eine Art Privatbesitz und befinden sich ausserhalb dessen, was den ehrenwerten Namen «Wirtschaft» trägt. «Der Mensch», oder der Mann, der «homo oeconomicus» handelt nach dem Prinzip der Gewinnmaximierung. Frauen dagegen lassen sich von Werten wie Fürsorge, Nächstenliebe, Liebe überhaupt leiten. In «die Wirtschaft» müssen Frauen erst integriert werden, indem sie sich Zugang zum Geldmarkt verschaffen und Männlichkeit erlernen. Frauen stellen aber Menschen her, und ohne Menschen gibt es weder Geld noch Märkte noch Handel. Das Primäre, Unverzichtbare ist also als *anders und ausserhalb* definiert. Als primär definiert wird das Sekundä-

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags, den die Autorin im Februar 1996 in Wien im Rahmen einer Veranstaltung der SPÖ und der Europäischen Frauensynode gehalten hat.

re: Autos, Flugzeuge, Strassen, Ideologien, Luxus...

Diese Ordnung der Dinge stellt der Feminismus nun aber in Frage. Die androzentrische Ordnung, die Phallokratie, das Patriarchat, oder wie wir das Ding nennen wollen, ist, so sagen Frauen heute, nicht nur in sich verkehrt und bringt die Wirklichkeit falsch zur Sprache, sie ist zudem zerstörerisch für das Lebenssystem Welt, steht also dem guten Leben aller entgegen. Denn wenn das Primäre, die Sorge um lebendige Menschen, auf blosser Funktionalität im Dienste der Produktion von Waren gedacht und behandelt wird, so führt dies zu einem gravierenden Ungleichgewicht des sensiblen Ganzen. Die erste, notwendige und zeichenhafte Tat, die Frauen vollbringen müssen, ist es folglich, sich selbst in die Mitte zu stellen und das zu tun, was sie per androzentrischer Definition gar nicht tun können: von sich selbst ausgehend die ganze Welt in den Blick nehmen. Mit dieser ursprünglichen Tat konstruieren Frauen eine *andere* Sicht der Dinge, die nicht anhand des herkömmlichen androzentrischen Massstabes als wahr oder falsch erwiesen werden kann.

Der Feminismus postuliert diesen Perspektivenwechsel seit vielen Jahren. Mit dem Postulieren ist es aber nicht getan. Frauen müssen die Neukonstruktion des Wirklichen tatsächlich ins Werk setzen. Es ist etwas grundsätzlich anderes zu *fordern*, dass wir in der Mitte sein sollten, und uns tatsächlich – zuerst sprachlich, dann faktisch – in die Mitte zu stellen. In Gmunden habe ich das am Beispiel der offiziellen ökonomischen Forderungen der Weltfrauenkonferenz von Peking erläutert³: dort wird in immer neuen Anläufen *gefordert*, dass Frauen in der Wirtschaft mehr zu sagen und zu verdienen haben sollten. Aber die androzentrische Logik, die davon ausgeht, dass die Tätigkeiten der Frauen ausserhalb der «Wirtschaft» angesiedelt sind und erst integriert werden müssen, bleibt unangefochten.

Tatsächlich ist es schwierig, die androzentrische Logik nicht nur zu kritisieren, sondern zu verlassen. Denn woher sollen wir, eingespannt in eine androzentrische Sprache und Kultur, die *anderen* Wörter nehmen? Die italienische Philosophin Adriana Cavarero spricht von dem «Wunder, die Sprache zu zwingen, die zu sagen, die sie nicht sagt»⁴. Luce Irigaray nennt es eine «kornikanische Wende» im Denken.⁵ Ich meine, dass allen Aporien zum Trotz, in die die Rede vom «Wunder» führt, feministische Wirtschaftsethik, wie jedes wirksame Denken von Frauen, mit dieser ursprünglichen Tat steht und fällt: wir stellen uns selbst in die Mitte.

Drittens: Die Kompetenz der Androzentriker entmythologisieren

Wenn ich erkannt habe, dass die androzentrische Ordnung nicht die einzige und sogar eine ziemlich schlechte Art ist, Welt auf den Begriff zu bringen,

dann kann ich diese Ordnung nicht mehr so ernst nehmen, wie sie sich selber nimmt und wie sie vor allem von den Ausgeschlossenen genommen werden will. Der nächste Schritt in meiner Schrittfolge heisst deshalb: wir lernen, von dem neuartigen Standpunkt «in der Mitte», den wir jetzt, jedenfalls der Absicht nach, eingenommen haben, die Androzentriker auszulachen.⁶ Es geht nicht an, die sogenannte Kompetenz sogenannter Wirtschaftsexperten, die wir als Machtinszenierung erkannt haben, weiterhin als ernste Wahrheit zu behandeln. Tatsächlich ist es zum Lachen, dass im androzentrischen Verständnis von Wirtschaft das Herstellen eines Kampfflugzeuges als Mittel zur Bedürfnisbefriedigung gilt, nicht aber das Herstellen eines Mittagessens zuhause. Es ist ein Witz, dass wir es «Wirtschaftskrise» nennen sollen, wenn die Produktionszahlen der Autoindustrie stagnieren, aber «Hochkonjunktur», wenn die Atemluft knapp wird. Und das Potenzgebaren, das sich in der Architektur moderner Grossbanken oder in den Werbefeldzügen von Fluggesellschaften Ausdruck verschafft, ist mindestens so komisch wie der Papst, wenn er im Papamobil daherkommt. Warum tun wir immer noch so, als sei diese öffentlich zur Schau gestellte Phallokromik gar nicht komisch?

Lachen ist ein notwendiges Element Feministischer Wirtschaftsethik. Wir dürfen es nicht länger aus Ehrfurcht oder Höflichkeit unterdrücken. Der «höhere Zweck» dieses Lachens, wenn es denn einen geben muss, ist die Entmythologisierung und Entuniversalisierung der androzentrischen Definitionsmacht.⁷

Viertens: Eine angemessene Definition von «Wirtschaft»

Welchen Begriff von «Wirtschaft» können wir unserem Nachdenken zugrundelegen, nachdem wir den Begriff, den uns die Ordnung vorgeben will, entmächtigt haben?

Was vorliegt, ist ein doppelter Begriff von «Wirtschaft». Einerseits sind androzentrische Lehrbuchdefinitionen des Wirtschaftlichen umfassend und eignen sich durchaus als Ausgangspunkt für feministisches Denken. Da heisst es zum Beispiel, Wirtschaft sei «eine Gesamtbezeichnung für alle Massnahmen zur Bedarfsdeckung, also Güterbeschaffung, -verteilung und -verwendung»⁸. Oder: Wirtschaft, das sei «die Gesamtheit derjenigen Massnahmen und Einrichtungen innerhalb des Kulturgenzen..., die der materiellen Erhaltung, Sicherung und Förderung des menschlichen Lebens dient»⁹.

Andererseits reduzieren Androzentriker ihr eigenes umfassendes Verständnis des Wirtschaftlichen auf einen ganz bestimmten Ausschnitt aus dem Wirtschaftsgeschehen, und zwar im allgemeinen, ohne gute Gründe für diese Reduktion anzugeben. Wenn Wirtschaftsfachleute des *mainstream* kon-

kret über wirtschaftliche Phänomene sprechen, befinden sich nur noch diejenigen Massnahmen zur Bedarfsdeckung in ihrem Blickfeld, die gegen Geld getauscht werden. So zählt dann zum Beispiel die sexuelle Dienstleistung einer Prostituierten als ökonomisches Phänomen, nicht aber dieselbe Dienstleistung, die eine Hausfrau gratis zuhause erbringt. Welche Logik dahintersteckt, haben wir bereits gesehen: Was in den Geldkreislauf Eingang findet, gehört, wie das Geld selbst, zur höheren, interessanten, mit Männlichkeit assoziierten Hälfte der Welt. Alles, was nicht als Teil dieser Sphäre definiert ist, gilt als vorökonomische, funktionale, nicht theoriwürdige oder nicht theoretisierbare Realität.

Wenn wir nach einem angemessenen Verständnis von Wirtschaft suchen, dann können wir durchaus an eine der umfassenden Lehrbuchdefinitionen anknüpfen. Hier anzuknüpfen halte ich auch deshalb für sinnvoll, weil wir dadurch die Möglichkeit einer Verständigung mit Androzentrikern offenhalten. Ich schlage also vor, dass wir mit dem Begriff «Wirtschaft» die schlichte Tatsache bezeichnen, dass Frauen, Männer und Kinder weltweit die Produktion und Reproduktion ihrer selbst und ihrer Mittel zum Leben arbeitsteilig und in Tauschverhältnissen organisieren. Getauscht werden Mahlzeiten für Geborgenheit für Autobenützung für Gedichte für schöne Stunden für Beratung für Beischlaf für Geld für Blumenzwiebeln für Philosophie für Kinderhüten... Diesen unendlichen Kreislauf von Tauschakten, innerhalb derer das Geld nur *ein mögliches* Tauschmittel darstellt, haben wir in der «Projektgruppe Ethik im Feminismus» als «Weiberwirtschaft» bezeichnet.

Wenn das Geld als Massstab für Wert ausser Kraft gesetzt wird, dann bricht die Grenze zwischen wertvoller Erwerbsarbeit und wertloser Hausarbeit zusammen. Diese Grenze, die mit der Trennung von männerdominierter Öffentlichkeit und weiblicher Privatsphäre einhergeht, ist es, die die Herstellung eines Kampfflugzeuges als ökonomischen Wert definiert, nicht aber die Herstellung eines Menschen. Denn ein Kampfflugzeug kostet viel Geld, Kindererziehung zuhause aber ist gratis. In unseren androzentrischen Gesellschaften hat sich die Grenze zwischen ethischen Werten und dem Geld verwischt. Zwar wird kaum jemand ausdrücklich sagen, ein Kampfflugzeug sei auch ethisch ein höherer Wert als ein Mittagessen zuhause. Dennoch geniessen Militärs und Industrielle ein bei weitem höheres gesellschaftliches Ansehen als Hausfrauen und Mütter.

Wenn wir nun also diese Angleichung von Geldwert und ethischem Wert ausser Kraft setzen, braucht es *andere Werte*, um eine andere Ordnung in Kraft zu setzen. Denn nicht alle menschlichen Handlungen sind gleich viel wert. Aber was eine Handlung wert ist, bemisst sich

nicht mehr am Geld, sondern am guten Überleben für alle.

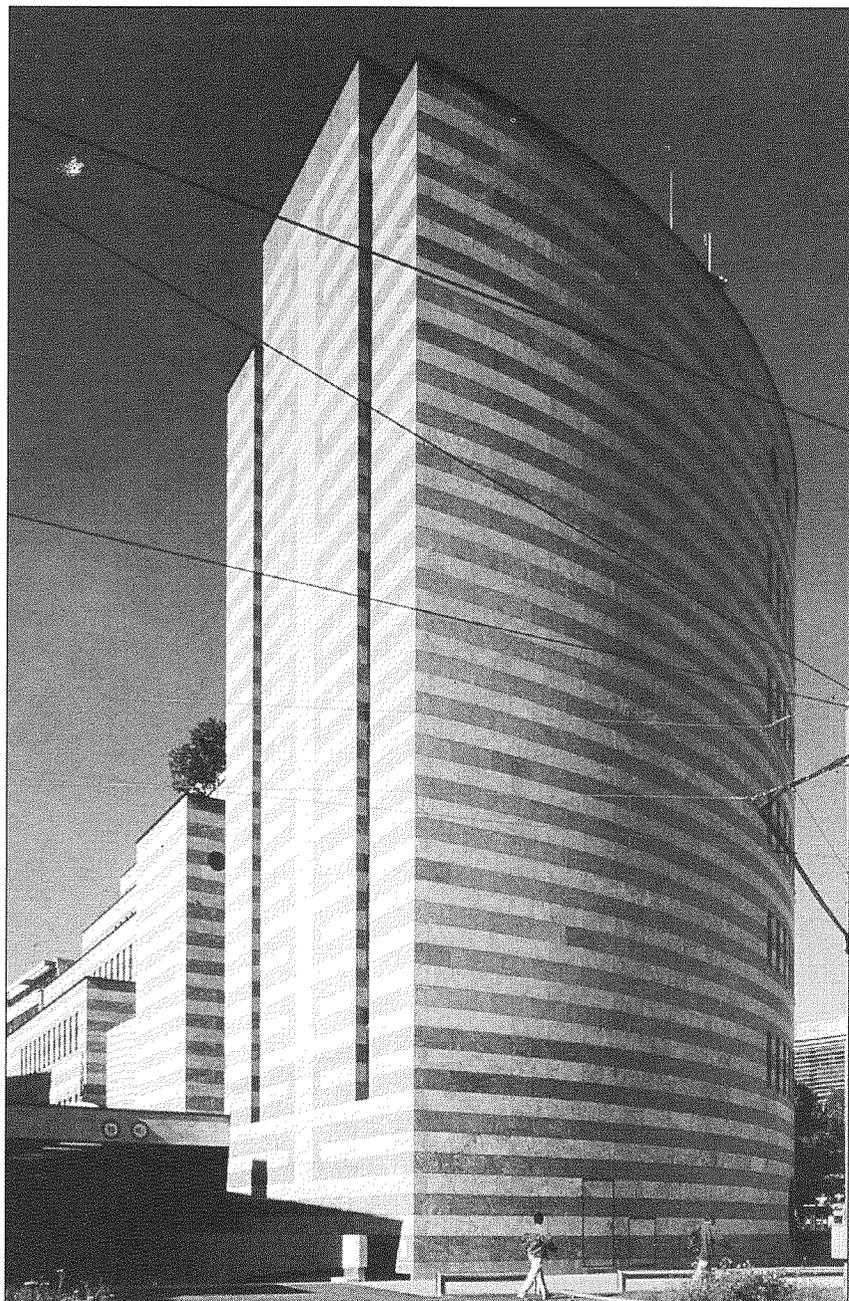
Fünftens: Neubewertung wirtschaftlicher Handlungen aufgrund des Kriteriums «gutes Überleben für alle»

Eine Frage ist im derzeit gängigen androzentrischen Diskurs über die Wirtschaft verboten: die Frage nach dem Sinn. Ist das, was da produziert und getauscht wird, eigentlich sinnvoll und nützlich im Sinn des guten Überlebens für alle?

Obwohl auch eine androzentrische Konzeption von Wirtschaft letztlich die Bedarfsdeckung als Ziel allen Wirtschaftens angibt, darf dieses Ziel im faktischen Reden über die Wirtschaft und im faktischen Wirtschaften keine Rolle spielen. Der Grund ist das liberalistische Dogma, dass sich ein sinnvolles Ziel durch das sogenannte freie Spiel von Angebot und Nachfrage von selbst herstellt: Wenn die «homines oeconomici» vernünftig zusammenarbeiten, dann entsteht, so die Denkvoraussetzung, automatisch ein sinnvoller Wirtschaftsprozess, der allen dient. Die Frage nach dem Sinn des Ganzen muss also nicht gestellt werden, da sie sich automatisch selbst beantwortet. Wer diese Frage, zum Beispiel angesichts der fortschreitenden Zerstörung des Ökosystems dennoch stellt, ist kein Ökonom, sondern ein Wirtschaftsethiker. Die ethische Frage gilt aber nicht als Teil der ökonomischen Theorie, sondern als fachfremd.

Wie wir gesehen haben, kann Feministische Wirtschaftsethik diese Trennung nicht mitvollziehen. Der entscheidende Grund ist, dass sie das zugrundeliegende Denkmodell des vernünftigen Tausches zwischen homines oeconomici als androzentrische Fehlkonzeption erkannt hat. Frauen sind von der androzentrischen Theorie nie als homines oeconomici gedacht worden, sondern als Privatbesitz eines homo oeconomicus. Die Theorie vom sich selbst herstellenden Sinn kann allein aus diesem Grund nicht stimmen, und tatsächlich scheint sie auch nicht aufzugehen. Sonst liesse sich nicht erklären, warum eine real existierende Wirtschaft, die (angeblich?) nach dieser Theorie funktioniert, zunehmend Hunger, Krankheit, Ausgrenzung und irreversiblen Ressourcenverschleiss produziert.

Die Frage nach dem Sinn des Ganzen und nach dem Sinn einzelner Produkte und Tauschakte muss also ausdrücklich gestellt werden. Denn implizit beantwortet der Mann-Mensch die Sinnfrage ständig im Sinne seiner eigenen Dominanz- und Profitinteressen. Notwendig ist, dass der Diskurs über den Sinn des Ganzen offen und nichtandrozentrisch geführt wird. Fragen *stellen* bedeutet noch nicht: Fragen *beantworten*. Aber tatsächlich geht es auch darum, ein gesellschaftliches Prozedere zu erfinden, das langfristig Antworten auf die Sinnfrage möglich macht, ohne dass dadurch die Freiheitsrechte der einzelnen we-



sentlich eingeschränkt werden. An diesem Punkt haben wir als Theologinnen viel zu sagen, denn Gott ist noch immer die wesentliche Chiffre für gutes und sinnvolles Dasein in der Welt. Dass der «Experte» die Sinnfrage mit Verweis auf das Scheitern der Planwirtschaft und die Freiheit des Konsumenten vom Tisch wischen wird, ist voraussehen, soll uns aber nicht irritieren.

Sechstens: Inanspruchnahme von Autorität

Sobald wir die Frage nach dem Sinn des Ganzen öffentlich stellen und damit ernstgenommen werden wollen, offenbart sich der religiöse Charakter des androzentrischen Redens über die Wirtschaft: Man verteidigt eine ewige Ordnung, die in einigen wenigen Dogmen ihren Ausdruck findet: dem Dogma vom freien Spiel der Marktkräfte, dem Dogma von der Trennung zwischen Ethik und Wissenschaft, dem Dogma vom vernünftig entscheidenden homo oeconomicus, dem Dogma vom unbe-

grenzten Wachstum. Im Hintergrund steht der vielfach widerlegte, aber deshalb nur umso starrer aufrechterhaltene Glaube, dass kein anderes Regulationssystem als der Markt letztlich zu ewigem Glück und Frieden auf Erden führen wird.

Wie verhalten wir uns einem Diskurs gegenüber, der sich als rational und wissenschaftlich ausgibt, bei dem es sich faktisch aber um ein neues, mächtiges, in die Transzendenz reichendes Glaubenssystem handelt, das nicht unser aller gutes Überleben, sondern Armut und schlechtes Leben für die meisten anstrebt?

Wichtig scheint mir an diesem Punkt, an dem das Thema Religion ins Spiel kommt, vor allem die Erkenntnis, dass Argumente allein zu schwach sind. Seit Jahrzehnten bringen Frauen und andere Ausgeschlossene ihre richtigen Argumente vor, aber das reicht ganz offensichtlich nicht aus, um Wirtschaft in ihrem Interesse und im Interesse des guten Überlebens umzugestalten. Was

zu den guten Argumenten hinzukommen muss, nenne ich Autorität. Autorität bedeutet, dass ich Argumente so vortrage, dass deutlich wird: hier handelt es sich um mehr als meine persönliche Meinung. Hier steht das Ganze auf dem Spiel: Sinn, Überleben, Zukunft, das Göttliche. Ein Göttliches, dem es um gutes Zusammenleben der Frauen, Männer und Kinder im sensiblen Gefüge Welt zu tun ist.

Wie es genau aussieht, wenn Frauen in dieser autoritativen Weise öffentliche wirtschaftsethische Aussagen machen, wird erst allmählich deutlich. Ich erinnere daran, dass sie im Kontext der androzentrischen Ordnung, die sie als Funktionsträgerinnen definiert, gar nicht als Autorität auftreten können. Dennoch tun wir es. Die Position der Frauen am Rande und im «Funktionsbereich» der Ordnung hat dazu geführt, dass Frauen und andere Ausgeschlossene das Spektrum ihrer Ausdrucksmöglichkeiten – unter Zwang, und dann schliesslich quasi-freiwillig – sehr stark eingeschränkt haben. Frauen haben lange Zeit vor allem die Redegattungen der Bitte, der Klage, der Frage und des hysterischen Schreiens (falls man das als «Redegattung» bezeichnen will) geübt. Seit sie sich den Zugang zur Wissenschaft erkämpft haben, eignen sie sich zusätzlich die Redegattung der

Argumentation an. Aber eine grosse Zahl möglicher Redeformen liegt nach wie vor brach, weil sie voraussetzt, dass ich fähig bin, von der Mitte aus zu sprechen: die prophetische Rede, die Predigt, Ironie und Witz, Fluch, Sarkasmus, grosse Erzählung u.a. Der Blick auf meine biblische Tradition führt es mir deutlich vor Augen: wenn ich etwas Grosses erreichen will, etwas, das meine «persönliche Meinung» bei weitem übersteigt, dann muss ich solche Redeformen, die heute zum Teil archaisch anmuten, die aber von den Herrschenden ununterbrochen benutzt werden, für mein eigenes Reden gewinnen. Ich meine, dass *hier*, nicht im Bereich der längst vorliegenden richtigen Argumente, heute die zentrale Aufgabe und die wesentliche Schwierigkeit einer feministischen Wirtschaftsethik liegt. Die Frage heisst: wie schaffen wir für unsere richtigen Argumente eine Autorität, die der Religion Androzentrismus standhält und sie schliesslich einstürzen lässt wie die Berliner Mauer? Autorität ist ein komplexes Phänomen.¹¹ Sie kann entstehen, wenn Verschiedenes zusammenkommt: die Überzeugung von einer Wahrheit¹², die es zu vertreten gilt, die freie Tat, mich selbst in die Mitte zu stellen, die Anerkennung durch andere (in unserem Fall: Frauen) und der souveräne Umgang mit Techniken der

Macht, die bewusst in den Dienst des Zieles «gutes Überleben für alle» gestellt werden.

Ina Praetorius ist freischaffende Theologin.

- 1) Vgl. Heidi Bernhard Filli et al., *Weiberwirtschaft. Frauen – Ökonomie – Ethik*, Luzern 1994.
- 2) Vgl. z.B. Ina Praetorius, *Feministische Ethik und die Ökologiefrage. Eine Annäherung*, in: Nicole Kramer et al. Hg., *Sei wie das Veilchen im Moose... Aspekte feministischer Ethik*, Frankfurt a.M. 1994, 141–168. Oder: Ina Praetorius, *Eine feministische Definition von Ethik*, in: Ilrich Wickert Hg., *Das Buch der Tugenden*, Hamburg 1995, 131–138.
- 3) Vgl. Ina Praetorius, *Ökonomie denken jenseits der androzentrischen Ordnung*, in: *epd* 33/96, 13ff.
- 4) Adriana Cavarero, *Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz*, in: DIOTIMA Philosophinnengruppe aus Verona, *Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*, Wien 1989, 65–102, 86.
- 5) Luce Irigaray, *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*, Frankfurt 1980, 169.
- 6) Vgl. Mascha Madörin, *Zur neuen Welt(tun)ordnungspolitik. Fünf Thesen aus feministischer Sicht*, in: *Neue Wege* 4/April 1993, 104–111: «Eine Ebene ist, den Theorien, die der Politik (und auch der Wirtschaft I.P.) zugrunde liegen, die wissenschaftliche Respektabilität zu nehmen, die sie wirklich nicht verdienen. Es ist eine unglaubliche Inszenierung von Kompetenz, die hier stattfindet und die eigentlich mehr mit Potenz als mit wissenschaftlicher Kompetenz zu tun hat.» (111).
- 7) Vgl. Heidi Bernhard Filli, a.a.O., bes. die Einleitung.
- 8) Vgl. Art. *Wirtschaft*, in: *Der Volks-Brockhaus*, Wiesbaden 1965.
- 9) Arthur Rich, *Wirtschaftsethik II*, Gütersloh 1990, 44.
- 10) Heidi Bernhard Filli, a.a.O.
- 11) Weitere Überlegungen zur Frage einer «weiblichen Autorität» finden sich im Umkreis der DIOTIMA Philosophinnengruppe aus Verona. Vgl. auch Andrea Günther, *Weibliche Autorität, Freiheit und Geschlechterdifferenz. Bausteine einer feministischen politischen Theorie*, Königstein/Taunus 1996.
- 12) Dass der Begriff der «Wahrheit» in der gegenwärtigen philosophischen und z.T. auch theologischen Diskussion gänzlich diskreditiert zu sein scheint, hingegen im Diskurs um die Wirtschaft an entscheidenden Stellen immer wieder auftaucht (z.B.: «Der Markt ist wahr»), sollte uns zu denken und zu tun geben.

Hier muss Ihr Geld arbeiten.



Weiber- wirtschaft

Arbeit am Symbolischen

*Ursula Vock im Gespräch
mit Andrea Günter*

Ursula: Die Arbeitsgruppe «Ethik im Feminismus» setzt sich mit Wirtschaftsfragen auf der symbolischen Ebene auseinander. Was heisst das?

Andrea: Die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, ist, über Deutungszusammenhänge und ihre Auswirkungen nachzudenken. Unsere Welt wird durch die Deutungshorizonte 'weiblich' und 'männlich' beschrieben und gewertet. Worte wie Produktion, Lohn, Arbeit und Ökonomie sind nur auf den ersten Blick neutral, bis wir merken, dass damit nicht beschrieben werden kann, was auf unterschiedlichste Weise mit Frauen zu tun hatte und hat. Zu Frauen assoziieren wir in unserer Denktradition eher Reproduktion, Gratisarbeit, Haushalt; eben 'Nicht-Ökonomie'. Ökonomie und unsere Vorstellungen von ihr sind also nicht geschlechtsneutral: Massstab der ökonomischen Sprache ist der Mann. Wir wollen aufzeigen, wie solche Deutungshorizonte unsere Vorstellung von Ökonomie prägen. Wir schaffen aber auch neue Deutungshorizonte, etwa mit dem zentralen Begriff 'Weiberwirtschaft'. In diesem Deutungshorizont kommen Frauen vor, aber sie können mit ihm auch bestehende Verhältnisse beurteilen und neue Vorstellungen entwickeln.

Ursula: Kannst Du mir ein Beispiel für die «Arbeit am Symbolischen» im Bereich der Ökonomie machen?

Andrea: Heute ist in der deutschen feministischen Diskussion von der «Feminisierung der Arbeitswelt» die Rede. Damit ist gemeint, dass die sozialen Risiken der Frauen 'verallgemeinert', d.h. auch auf die meisten Männer übertragen werden. Das Wort 'Feminisierung' greift auf die altbekannten Oppositionsbildungen 'männlich'-'weiblich' zurück und beschreibt in erster Linie, was die gegenwärtigen Veränderungen für Männer bedeuten. Obwohl das Wort Feminisierung vorgibt, die Frauen und ihre spezifischen Lebenssituationen ernstzunehmen, sagt es gerade nichts darüber aus, welche qualitativen Folgen die Veränderungen für Frauen haben.

Ursula: In Eurem neuen Buch¹ stellst Du dem Deutungshorizont Feminisierung den Begriff der 'Maskulinisierung' entgegen. Was meinst Du damit?

Andrea: Die Maskulinisierung sehe ich zum Beispiel in der gegenwärtigen Veränderung der öffentlichen Infrastruktur. Der Ausbau des sog. modernen Kommunikationswesens geschieht auf Kosten von Bildung und Kultur, Kinder-, Krankheits- und Altersversorgung. Alles, was mit menschlicher Sinngabe zu tun hat und das wir im Zusammenhang mit der körperlichen und persönlichen Anwesenheit der Mutter lernen, wird durch eine körperlose, personenlose und beinahe sprachlose 'Kommunikation' ersetzt. Es ist diese androzentrische Vorstellung eines 'weltlosen' Menschen, die erst die multinationalen Grosskonzerne und die Grundlage der Globalisierung schafft.

Ursula: Euer Ansatz zur Veränderung ist ja der, einerseits solche Deutungshorizonte aufzudecken, andererseits aber eine neue Vorstellung, eine neue Ordnung des Wirtschaftens zu entwickeln. Ist der heutigen unmenschlichen Wirtschaft wirklich mit einem neuen Denken beizukommen?

Andrea: Insofern Sprechen und Denken das ist, was die Menschen zur Verfügung haben, um ihr Leben, ihr Tun und die Welt zu betrachten, ist es unhintergebar, hier anzufangen. Eine Veränderung ohne eine Beschreibung und Beurteilung der Situation und ohne Vorstellungen, in welcher Richtung sich etwas verändern soll und an welchem Menschenbild sich Veränderungen orientieren sollen, ist einfach nicht möglich.

Ursula: Etwas von dieser symbolischen Neuorientierung kommt zum Ausdruck im Satz: «Das Patriarchat ist zu Ende». Diese These von Luisa Muraro hat im letzten Jahr eine heftige Debatte in der 'Emanzipation' provoziert.² Du arbeitest selber mit diesem Denkansatz. Wie geht dies zusammen mit Deiner Analyse, dass in dem, was wir heute erleben, sich das androzentrische Menschenbild auf radikale Weise inkarniert?

Andrea: Dies ist das Ergebnis meiner Analyse der Aussage eines Top-Managers. Die Frage ist, welches Gewicht eine solche Stimme bekommt, gerade weil die Hörigkeit von Politikern Wirtschaftsbossen gegenüber gross geworden ist. Aufgrund der feministischen Kritik können wir heute den Androzentrismus von ökonomischen Entscheidungen erkennen und fundiert kritisieren. Die politische Präsenz von frauenbewegten Denkerinnen und Politikerinnen wiederum ist eine Garantie für die Arbeit an solchen Themen, und diese Präsenz und Kontinuität ist so gross wie nie zuvor in der Geschichte. Ich halte es für das eigentliche Problem,

inwiefern auf solche Denkerinnen und Politikerinnen gehört wird. Das aber ist ein Problem weiblicher Autorität. Wenn allerdings 'Patriarchat', wie es z.T. heute der Fall ist, zum Synonym für jegliches weibliches Unbehagen wird, hat das Wort keinen grossen Erkenntniswert mehr. Nur wenn es möglich ist, das Ende, die Begrenztheit von etwas zu denken, kann auch der Anfang von etwas Neuem in den Blick genommen werden.

Ursula: Die These vom Ende des Patriarchats klingt für mich so anstössig wie die Aussage von Jesus «Das Reich Gottes ist in eurer Mitte». Der Vergleich hilft mir aber, das 'Ende des Patriarchats' zu verstehen. Das Neue, d.h. das 'Ende des Patriarchats' oder das 'Reich Gottes' zu sehen, ist nur denen möglich, die einen Perspektivenwechsel machen. Sie nehmen das Neue vorweg, auch wenn die sichtbaren Verhältnisse keineswegs so anders geworden sind. Das Neue ist da, und es steht noch aus – das ist wie ein Vexierbild.

Andrea: Ich finde den Vergleich mit der Rede vom Reich Gottes gut, er macht die Dimension des Symbolischen deutlich, nämlich Deutungshorizont, Beurteilungsinstantz, Sinngabungsakt und Autorisierungsgrund zu sein.

Ursula: Ich finde diese symbolische Rede aber auch gefährlich – sie könnte sehr leicht zu einem Beruhigungsmittel werden, zu einer rosa Brille, die wir uns aufsetzen. So wie ja auch die religiösen Glaubensaussagen missbraucht wurden: Religion als Opium des Volkes.

Andrea: Das Zynische liegt allerdings in der Erwartung, vom Ende des Patriarchats die Lösung aller Probleme zu erhoffen. Denn dies ist grössenwahnsinnig, was die implizierte Vorstellung des menschlichen Seins in einer heilen Welt betrifft. Es geht um die Kunst, sich zwischen radikalem Realismus und den Möglichkeiten der Veränderung immer wieder neu anzusiedeln. Gerade darin liegt die Möglichkeit vom Ende des Patriarchats.

Andrea Günter ist Theologin und Kulturwissenschaftlerin und arbeitet seit 1988 in der Projektgruppe «Ethik im Feminismus».

1) Vgl. *Weiberwirtschaft II*, erscheint voraussichtlich im Frühjahr 1998.

2) *Die Debatte zum «Ende des Patriarchats» ist nachzulesen in: Emanzipation Nr. 1-3/96. Siehe auch: Libreria delle Donne di Milano: Das Patriarchat ist zu Ende, Rüsselsheim 1996. Das Ende des Patriarchats war bereits eine zentrale These zu Beginn der neuen Frauenbewegung. Vgl. Gabriele Dietze in: Die Überwindung der Sprachlosigkeit. Texte aus der neuen Frauenbewegung, Darmstadt 1979, 7.*

Täglich auf dem Arbeitsmarkt

Lisa Schmuckli

8

Ein Abend mit Freundinnen ist mir besonders wertvoll: Regelmässig treffen wir uns zu fünf privat, kochen und essen gemeinsam und erzählen uns jene Geschichten, die wir selbst in unserem unmittelbaren Alltag erfahren oder die uns beeindruckt haben. So sasssen wir also in der Küche, als eine von uns zu erzählen begann:

Früh am morgen verliess eine mir bekannte Geschäftsfrau – sie hatte eine grosse Gärtnerei – ihr Haus, um bei den Arbeitsämtern ArbeiterInnen anzuwerben. Das Arbeitsamt vermittelt ihr heute drei Männer, die bereits vor sieben Uhr auf Pikett standen und auf ein Angebot warteten. Sie vereinbarte mit diesen Männern einen guten Tageslohn von 600 Franken und fuhr mit ihnen in die Gärtnerei. Dort gab sie ihnen ihre Anweisungen. Ihre einzige fest angestellte Gärtnerin, eine Biobäuerin, die ihren Hof aufgeben musste, unterstützte die arbeitslosen Männer.

Gegen Mittag stellte sie fest, dass die Arbeitenden in der Gärtnerei zu wenig schnell vorankamen, so dass sie befürchten musste, ihren Auftrag nicht fristgerecht abliefern zu können. Sie bedient nämlich jeden Dienstag verschiedene Quartierlädelis mit ihren Schnittblumen. Kurz entschlossen ging sie nochmals aufs Arbeitsamt und fragte nach weiteren Arbeitswilligen. Vier Frauen standen in den Räumlichkeiten des Amtes herum. Die Geschäftsfrau fragte sie: Was stehen Sie hier den ganzen Tag untätig herum? Die älteste der vier Frauen antwortete: Wir mussten morgens erst unsere Kinder in die Krippen bringen und konnten so nicht früh genug auf dem Taglohnmarkt stehen. Nun will uns niemand mehr anwerben. Die Geschäftsfrau schickte sie alle vier in ihre Gärtnerei; sie informierte mit ihrem Handy ihre Mitarbeiterin.

Gegen abend mussten all die Schnittblumen fein säuberlich und sorgfältig verpackt werden. Die TaglöhnerInnen waren schon ziemlich erschöpft; zudem mussten sie noch einige Quadrate weiterschneiden. So stürmte die Geschäftsfrau nochmals aufs Arbeitsamt. Sie hatte Glück: Drei junge Teenagers, die

noch immer Lehrstellen suchten, waren bereit, für ein, zwei Stunden in der Gärtnerei die Verpackungsarbeiten zu übernehmen.

Am Ende des Tages waren alle notwendigen Arbeiten verrichtet: Die Blumen waren versandbereit, und die Geschäftsfrau hatte ebenso die Büroarbeiten erledigt. Nun lud sie alle ArbeiterInnen zu einem kleinen Imbiss ein und schickte sich an, den Tageslohn zu verteilen. Sie holte drei Couverts hervor, in denen die je 600 Franken der ersten drei Männer drinnsteckten. Sie übergab den Männern den ihnen zustehenden Lohn und bedankte sich. Dann zückte sie die Lohntüten der vier Frauen, die am Mittag mit ihren Arbeiten begannen. Auch ihnen gab die Geschäftsfrau je 600 Franken. Die Männer protestierten: Die Frauen seien später gekommen, hätten also weniger lang in der Hitze arbeiten müssen; zudem seien die Frauen sowieso körperlich schwächer und hätten das Tempo kaum einhalten können. Da frag-

ben? Ich will, dass sie ebensoviel verdienen wie Ihr. All Eure Arbeit, die Ihr nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt habt, hat denselben Wert für mich. In diesem Sinne will ich mich bei Euch allen nochmals bedanken für Eure Leistungen und Euren Einsatz.

Als wir diese Geschichte gehört hatten, spottete die eine Freundin: Diese Geschichte kenne ich in anderer Variation; sie stammt weder aus dieser Zeit, noch hat sie uns heute etwas zu sagen. Die Gastgeberin doppelte nach und höhnte, dass es diesen guten Menschen von L. wohl kaum in Realität und schon gar nicht als ArbeitgeberIn gäbe. Die Freundin, die die Geschichte erzählt hat, hörte zwar aufmerksam zu, verbarg aber ihre Ungeduld kaum. Seht Ihr, Euer Hohn ist nur ein weiterer Sieg des Kapitalismus, nämlich Verachtung gegenüber jenen Erfahrungen und Geschichten, die nicht der Logik des Geldgewinnes entsprechen. Der Sieg



te die Geschäftsfrau die Männer: Habt Ihr Kinder? Sie bejahten die Frage und verstanden nicht, wo hinaus die Chefin will. Und wer hat auf Eure Kinder aufgepasst heute? Na, unsere Frauen. Seht Ihr: Weil diese Frauen keine Männer haben, die auf ihre Kinder aufpassen, geben sie die Kinder in die Krippe. So kommt es, dass sie erst nach der Arbeit im Haushalt und nach der Versorgung der Kinder Lohnarbeit suchen können. Ich finde es fair, ihnen gleich viel zu bezahlen. Die Männer verstummten. Als aber die Geschäftsfrau auch den Teenagern 600 Franken bezahlte, brach erneut ein Tumult aus, alle sprachen wild durcheinander. Die Geschäftsfrau unterbrach die Erwachsenen: Wie sollen die Jugendlichen Vertrauen in ihre Fähigkeiten erhalten, wie Arbeitserfahrungen sammeln, wie den sogenannten 'Markt' kennenlernen und wie Lohn verdienen für ihre Arbeit, wenn sie nie eine Chance erhalten? Und ist es nicht diesen Lohn wert, dass die drei Jugendlichen trotz Misere noch nicht aufgegeben ha-

des Kapitalismus über uns LohnarbeiterInnen ist wohl dann perfekt, wenn wir nicht mehr fähig sind noch den Mut dazu haben, zu denken, was scheinbar undenkbar ist. Aber ich habe diese Geschichte erlebt, also gibt es noch andere Realitäten in diesem Kapitalismus. Realitäten, die ich erzählen will, damit sie gerade nicht verschwinden. Zudem ist für mich diese Geschichte eine wichtige und ärgerliche Subversion in einer Zeit, in der das Nicht-Gedachte schnell zum Undenkbaren wird.

Lisa Schmuckli ist freischaffende Philosophin; sie lebt und arbeitet in Luzern.

Hauswirtschaft als Weltwirtschaft

Ina Praetorius im Gespräch mit
Helga Deussen Meyer

Vom 21. bis 23. Oktober 1996 fand in Wien eine internationale Arbeitstagung des europäischen Verbandes für Hauswirtschaft statt. Thema: «Europa: Herausforderungen für die Alltagsbewältigung. Hauswirtschaft als Basis für soziale Veränderungen». An dieser Konferenz haben sie sich kennengelernt: die Theologin Ina Praetorius und die hauswirtschaftliche Berufsfrau Helga Deussen Meyer. Das Gespräch, das sie am 20. Januar dieses Jahres miteinander geführt haben und das wir hier leicht gekürzt abdrucken, ist in voller Länge erschienen in: *Neue Wege* Nr. 3, März 1997, 79–83.

Ina Praetorius: Welches ist eigentlich Deine genaue Berufsbezeichnung?

Helga Deussen Meyer: Ich bin ausgebildet als Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin und habe mich berufsbegleitend zur Seminarlehrerin weitergebildet. Jetzt arbeite ich als Seminarlehrerin für Fachmethodik Hauswirtschaft am Seminar in Gossau.

Ina: Was fasziniert Dich an der Hauswirtschaft?

Helga: Hauswirtschaftlicher Unterricht setzt ganz zentral im Leben von Menschen an. Wir können nicht leben, ohne unsere physischen und psychischen Grundbedürfnisse zu befriedigen. Was wir in der Hauswirtschaft lehren oder lernen, ist notwendig. Die unabdingbare Notwendigkeit dieser Tätigkeiten und des entsprechenden Wissens ist es, die mich fasziniert.

Ina: Hast Du aus diesem Grund den Beruf gewählt?

Helga: Nein. Meine ursprüngliche Motivation war, dass ich bereits vorhandene Stärken und Kompetenzen im hauswirtschaftlichen Bereich ausbauen wollte, in einem Rahmen, der in meinem familiären Kontext akzeptiert wurde.

Ina: Woher hattest Du denn diese Kompetenzen schon als Jugendliche?

Helga: Von meiner Mutter. Sie war das Modell für mich.

Ina: Vermutlich geht es vielen Frauen so: Wir lernen Hauswirtschaft von unseren Müttern, informell, durch Anleitung in der konkreten Aufgabe, im *Kontext der familiären Rundum-Versorgung*. Da gibt es einen weiblichen Traditionsstrom, der unbemerkt und ungeschrieben unsere Gesellschaft trägt. Ich finde es schön, dass es diese Tradition gibt. In ihr ist viel konkrete Lebensqualität verborgen. Wie bist Du aber von dieser *klassisch weiblichen* Ursprungsmotivation zu Deinen neuen Einsichten über die elementare Bedeutung Deines Faches gekommen?

Helga: Schon im Laufe meiner Ausbildung ist mir klargeworden, dass «Kleidung, Wohnung und Ernährung» zwar elementare menschliche Bedürfnisse sind, dass das «Elementare» dieses Bereichs Hauswirtschaft aber nicht nur die materielle Dimension umfasst. Mit der Befriedigung der Bedürfnisse nach Kleidung, Wohnung und Ernährung gehen *psychische und soziale Prozesse* einher, die auch der Hauswirtschaft zuzuordnen sind. Entstehung von Gemeinschaft, Lebensbewältigung, Erlernen von Rollen, Sinnstiftung, sorgsamer Umgang mit mir selbst und anderen – von der engeren Lebensgemeinschaft bis zur *globalen Gemeinschaft*. Es geht um Lebensgestaltung, Lebensqualität und Wohlbefinden in einem umfassenden Sinne.

Ina: Wie erklärst Du Dir, dass Hauswirtschaft im Bildungssystem so wenig beachtet wird und auch gesellschaftlich – in der Politik, in den Medien – vernachlässigt, oft sogar lächerlich gemacht wird? Wie kommt es zu dieser Diskrepanz zwischen Notwendigkeit und Trivialität?

Helga: Ich denke, das ist ein Abbild unserer gesellschaftlichen Situation, in der «Leistung» als *zentraler Wert* gilt. «Leistung» wird gleichgesetzt mit der Herstellung von Gütern und Bereitstellung von Dienstleistungen, die finanziell entgolten werden. Der *Haushalt* stellt eine Art *Gegentypus* zu dieser offiziellen Tauschwirtschaft dar. Die Leistungen, die im Haushalt erbracht werden, sind unbezahlt und schwer messbar, oft sind sie auch kaum sichtbar, weil sie sehr kurzlebig sind: Sie werden gegessen, oder die hergestellte Ordnung wird gleich wieder verwüstet. Hinzu kommt, dass hauswirtschaftliche Leistungen aus sehr komplexen psychischen oder sozialen Vorgängen bestehen, die kaum wahrgenommen werden. Frauen bekräftigen übrigens häufig diese offizielle Wertordnung, indem sie zum Beispiel sagen, sie seien «nur Hausfrau».

Ina: In der Konstellation *Nur-Hausfrau* ist eine dreifache Abwertung enthalten. Das «Nur» ist per se eine Defi-

zitanzeige. «Haus» ist abgewertet gegenüber «Öffentlichkeit», und «Frau» gegenüber «Mann». Ein Konzentrat symbolischer Minder-Werte...

Helga: Im Bildungswesen äussert sich die Trivialisierung so, dass hauswirtschaftliche Kompetenzen tendenziell als *Privatsache* angesehen werden: «Schau selber, wie du dazu kommst.» Im Lehrplan der Volksschule ist erstaunlich wenig Raum gegeben, sich die hauswirtschaftlichen Kompetenzen anzueignen, die Menschen für ihre Alltagsbewältigung brauchen. Offenbar geht man davon aus, dass Menschen alle das irgendwie von selbst können. Die Weitergabe hauswirtschaftlicher Kompetenzen von einer Generation an die nächste funktioniert aber nicht von selbst. Das Bildungssystem sollte ein *breites Angebot hauswirtschaftlicher Bildungsinhalte* für junge Menschen beiderlei Geschlechts bereitstellen.

Ina: Welche Einstellung haben die Jugendlichen, die Du unterrichtest, zum Fach Hauswirtschaft?

Helga: Das ist unterschiedlich. Es gehört aber fast zum guten Ton, dass die *Berechtigung des Faches* immer wieder *in Frage gestellt* wird, vor allem von den Knaben. Wenn ich nachfrage, stosse ich häufig auf die Erwartung, dass sie später jemanden haben werden, der «das» für sie erledigt. Erstaunlicherweise kommen die jungen Männer aber so gut wie nie auf den Gedanken, dass sie diese Lebenseinstellung in ein *Abhängigkeitsverhältnis* bringt.

Ina: Das lässt sich damit erklären, dass es per androzentrische Definition die Frauen sind, die als abhängig gelten: Sie sind angewiesen aufs Geld des Mannes. Es ist dennoch erstaunlich, dass die Abhängigkeit der Männer von weiblichen Leistungen kaum je als störend, vielmehr als Privileg wahrgenommen wird. Ich habe lange mit der Vorstellung gelebt, dass auch «die Ökonomie» als Wissenschaft den Bereich des hauswirtschaftlichen, insbesondere den Privathaushalt, gänzlich ausspart und damit zur Abwertung beiträgt. Bei der Tagung in Wien habe ich gelernt, dass es Hauswirtschaft als *Wissenschaft* gibt, zwar nicht in der Schweiz, aber in anderen Ländern. Diese Disziplin kann «Home economics» oder «Ökotrophologie» oder «Lehre des Privathaushalts» heissen. Was hältst Du von diesen Versuchen, den Bereich, um den unser Gespräch kreist, theoretisch zu durchdenken?

Helga: Ich halte das für äusserst wichtig. Wenn Hauswirtschaft zum Gegenstand von Theorie wird, dann wird die *gesellschaftliche Seite* der als Privatsache eingestufteten Haushaltsführung beleuchtet. Zudem geht es um hohe Professionalisierungsstufen hauswirtschaftlicher Kompetenzen, die in manchen

Sie möchten ein Auto leasen? Da liegen Sie bei mir goldrichtig. Tiefere effektive Jahreszinsen gibt Ihnen keiner. Und eins garantiere ich Ihnen: Meine Deals sind absolut unschlagbar! Die paar Prozentchen bezahlen Sie mit links, die kosten Sie bloss ein müdes Lächeln.



Fahrzeugleasing?
Nur nichts überstürzen.
Die Aucreda AG ist
herstellerunabhängig und
bietet vom reinen
Finanzleasing bis zum
Flottenmanagement
mit Full-Service
eine breite
Dienstleistungs-
palette. Ohne
Schönreden,
dafür mit
Alternativen:
Tel. 01 491 53 53,
Fax 01 492 62 49.



Ländern auch in universitären Fachbereichen gelehrt und gelernt werden können. In Forschung, Lehre, Heimen, Beratung, Industrie, Gastgewerbe, Landwirtschaft und vielen anderen Bereichen gibt es einen grossen Bedarf an professionellen hauswirtschaftlichen Dienstleistungen. Im Privathaushalt entsteht dieser Bedarf prinzipiell dann, wenn die klassische unbezahlte Arbeit der Hausfrau ausfällt.

Ina: Eine weitergehende Funktion der «Theorie der Hausarbeit» könnte es sein, dass für diesen zentralen, aber trivialisierten gesellschaftlichen Bereich endlich eine *angemessene Sprache* gefunden wird. Erst wenn wir gute Worte für eine Sache haben, können wir sie ja in der Öffentlichkeit hörbar und diskutierbar machen. Ich denke da zum Beispiel an den Begriff der «Daseinskompetenz», um den bei der Wiener Konferenz viele spannende Diskussionen geführt wurden. Oder ich denke an den Begriff des «kulturellen Kapitals», den Pierre Bourdieu dem monetären Kapital an die Seite stellt und den er ausdrücklich mit der Arbeit der Familienmütter in Verbindung bringt. Um solche Begriffe könnte sich eine Art «Philosophie des Hauswirtschaftlichen» bilden.

Helga: Eine gemeinsame Sprache und Theorie könnte uns helfen, uns besser

zu vernetzen. Hauswirtschaft umfasst ja sehr verschiedene konkrete Tätigkeitsfelder, deren Zusammenhang wir erst erkennen können, wenn wir eine gemeinsame Sprache haben, die das alles in einen *reflektierten Zusammenhang* bringt: Was ist womit verbunden? Was ist ursächlich? Wie nennen wir das Zentrum, um das die verschiedenen Tätigkeiten kreisen? Wie bringen wir hauswirtschaftliches Tun in Zusammenhang mit Bereichen, für die wir bereits Sprache haben, zum Beispiel Management-Theorien? Hauswirtschaft ist ja, nebenbei bemerkt, in ihrer Komplexität, in der Gleichzeitigkeit, Vielfalt und Unvorhersehbarkeit der Aufgaben mit *klassischem Management* gut zu vergleichen.

Ina: Theorie der Hauswirtschaft würde also auch bedeuten, auf die Suche nach Wörtern zu gehen für das, was wir tun, wenn wir «Hausfrauen» sind. Eine solche Sprache wäre, meine ich, die Voraussetzung für den notwendigen Umwertungsprozess.

Helga: Das hat auch eine taktische Komponente: In einer *wissenschaftsgläubigen Kultur* brauche ich Wissenschaft, um wahr- und ernstgenommen zu werden. Und ausserdem ist der Haushalt tatsächlich ebenso wie andere gesellschaftliche Bereiche massiven Veränderungen unterworfen, zum Bei-

spiel was seine Technisierung, was Ernährungsgewohnheiten oder Formen des Zusammenlebens angeht. Solche Entwicklungen müssen wir begreifen, wenn wir angemessen reagieren wollen und wenn die wichtigste Funktion des Haushaltens, nämlich «dass es allen gutgeht», weiterhin erfüllt werden soll. **Ina:** Hat denn «Ethik der Hausarbeit» oder «Gesellschaftspolitik des Hauswirtschaftlichen» im Lehrplan einen Ort?

Helga: Heute kommen solche Themen im Lehrplan vor. Vieles hängt von der Lehrkraft ab. Hin und wieder stellen auch die Seminaristinnen selbst gesellschaftspolitische Fragen. Aber solche Fragen werden zu wenig diskutiert, als dass der notwendige Quantensprung in eine grundsätzlich andere Bewertung ausgelöst werden könnte. Die tradierte trivialisierende Sichtweise hauswirtschaftlichen Handelns ist sehr hinderlich. Deshalb braucht es solche Gespräche, wie wir jetzt gerade eins führen, in denen wir *Metapositionen* einnehmen.

Meine Vision ist ein grosser Sprung in etwas ganz Anderes: eine *umfassende Umwertung* dessen, was «Arbeit» heisst. Wie wir zur Zeit «Arbeit» wahrnehmen und bewerten – finanziell und moralisch –, ist absurd. Da braucht es radikale Änderungen. Ich meine, wir müssten an der Frage ansetzen, wo

eigentlich unser Leben seinen Ursprung nimmt. Die *Quelle unseres Lebens* fließt dort, wo wir unsere Grundbedürfnisse – in einem weiten, nicht nur materiellen Sinne, sozusagen «rundum» – erfüllen. Hauswirtschaftliche Tätigkeiten haben eine Schlüsselfunktion für die Basis unseres Lebens. Es ist verrückt, sie als Nicht-Arbeit anzusehen.

Ina: Welches ist der Punkt, an dem Du zuerst politisch ansetzen würdest?

Helga: Ich würde die Hauswirtschaft ins *Zentrum des Bildungssystems* stellen – auch ein ziemlich radikaler Gedanke, wenn ich mir die Realität ansehe...

Ina: Der kompetente Mensch unseres derzeitigen Bildungssystems ist einer, der lesen, schreiben und rechnen kann. In Deinem Bildungsansatz würde Kompetenz in erster Linie bedeuten, dass ich fähig bin, *Alltagsbedingungen* herzustellen, welche die *Erfüllung meiner Grundbedürfnisse* sichern und mich und andere zufrieden machen. Sicher bliebe Lesen, Schreiben und Rechnen wichtig, aber diese Fähigkeiten würden in einen neuen Kontext gestellt.

Helga: Ja, unser *Menschenbild* steht zur Debatte. Die Mitte, auf die Bildung sich ausrichten würde, wäre nicht mehr Aufstieg, Wettbewerb und Selektion, sondern Daseinskompetenz. Der Begriff «Daseinskompetenz» führt uns zur elementarsten aller Fragen: Was ist wirklich wichtig? Die Frage nach Grundbedürfnissen und Notwendigkeiten des Alltags verbindet mich mit allen Menschen. Eine globale Gesellschaft auf daseinskompetenten Menschen aufzubauen, das scheint mir eine sehr konstruktive und realistische Vision zu sein.

Ina: Und die Frauen?

Helga: Frauen repräsentieren heute faktisch das Hauswirtschaftliche. Mit ihrer Biologie hat das wenig zu tun, aber mit ihrer realen *gesellschaftlichen Rolle*. Wenn wir also die Hauswirtschaft in die Mitte der Ökonomie, der Bildung und des Menschenbildes rücken wollen, dann ist es eine politische Notwendigkeit, dass Frauen noch selbstbewusster werden. Wir können nicht erwarten, dass Hauswirtschaft in Zukunft geschätzt wird, wenn es bei ihrem derzeitigen Image bleibt. Die Frauenbewegung braucht einerseits eine positive Vision von dem, was im Sinn einer lebenswerten Zukunft wichtig und notwendig ist. Andererseits braucht es auch eine unmittelbar und kurzfristig umsetzbare Strategie: Gerade weil das Hauswirtschaftliche so zentral ist, sollten wir uns weigern, die Gesamtlast des «Sorge-Tragens für» weiterhin per Geschlecht zu übernehmen.

Frauen befinden sich gesellschaftlich in einem Zwiespalt zwischen *Omnipotenz und Ohnmacht*. Einerseits heisst es, wenn die Mütter nur noch präsenter, noch aufopfernder wären, dann hätten wir weniger Jugendkriminalität, weniger Drogen- und Gewaltprobleme. Andererseits wollen Männer an dieser scheinbar eben doch ganz unattraktiven Omnipotenz kaum partizipieren. Sie beschränken sich im wesentlichen noch immer auf ihre Machtposition im öffentlichen Bereich und im Geldbereich und versuchen, von hier aus die Schlüsselposition der Grundversorgerinnen als belanglos und abhängig zu definieren. Wir sollten aber Macht und Kompetenzen im Haushaltsbereich und im Bereich der Lohnarbeit als das anerkennen, was sie sind, und die Aufgaben dann so gewichten und verteilen, dass eine ge-

rechte und zukunftsfähige Gesellschaft entsteht.

Ina: Ein grosses Projekt, über das wir weiterreden sollten... Ich danke Dir für dieses Gespräch.

Helga Deussen Meyer ist Seminarlehrerin für Fachmethodik Hauswirtschaft am Seminar für Fächergruppenlehrkräfte in Gossau; Ina Praetorius ist freischaffende Theologin.

1) Vgl. Rosemarie von Schweitzer, *Einführung in die Wissenschaftslehre des privaten Haushalts*, Stuttgart 1991; Sylvia Gräbe (Hg.), *Der private Haushalt im wissenschaftlichen Diskurs*, Frankfurt am Main/New York 1993.

2) Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede, Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a. M. 1987.



Du sollst begehren deines Nächsten Marktanteil.

Ökonomiekritik von Frauen aus dem Süden

Regula Frey Nakonz

«Ende der Geschichte, Anbruch einer Zeit der Freiheit und des Wohlstandes für alle» jubelte es aus der Nähe des Weissen Hauses nach dem Zusammenbruch des Sozialismus, als endlich Bahn frei war für den weltweiten Siegeszug des Marktes.

Liberalisierung, Privatisierung, Deregulierung der Wirtschaft lautet das Rezept, das IWF und Weltbank auch den Ländern des Südens aufdrängen. Die Integration in den Weltmarkt – und nur sie –, so die Verheissung, vermag aus dem Teufelskreis von Armut und Verschuldung zu führen: Grenzen auf für Importe, Konzentration der Kräfte auf die Produktion von Exportgütern.

Die ursprüngliche Euphorie über den Sieg des Marktes scheint inzwischen einer gewissen Ernüchterung gewichen zu sein. Liberalisierung, Privatisierung und Deregulierung haben zwar in einigen Regionen zu bemerkenswerten Wachstumsraten geführt. Der Wohl-

stand für alle scheint jedoch weiterhin Utopie zu bleiben. Hatten die reichsten 20 Prozent der Weltbevölkerung 1960 noch 70 Prozent des globalen Einkommens kontrolliert, waren es 1989 schon 82,7 Prozent und 1991 schliesslich 85 Prozent. Der Anteil des globalen Einkommens, das die ärmsten 20 Prozent der Bevölkerung kontrollieren, sank dagegen zwischen 1960 und 1991 von 2,3 auf 1,4 Prozent. Zwischen 1960 und 1991 hat sich die Kluft zwischen Arm und Reich von 30:1 auf 61:1 mehr als verdoppelt.

Doch auch die Beispiele erfolgreicher Marktintegration verlieren beim näheren Hinsehen ihren Glanz: Ghana zum Beispiel, gehätschertes Musterland, das Weltbankrezepte mit erträglichen sozialen Kosten umzusetzen vermochte, exportierte nicht Erträge, sondern die Substanz: Rohstoffe, vor allem Gold und Tropenholz, deren Erlös nur zu einem Fünftel wieder investiert wurde.

Nicht weniger an die «Substanz» geht das beliebte Weltbankrezept, die Exporte durch Einrichtung von freien Exportproduktionszonen (EPZ) zu erhöhen. 1993 ging eine Nachricht durch die Medien, welche die Welt erschütterte – und in mehrerer Hinsicht aufhorchen lassen müssen: Beim Brand einer Spielzeugfabrik in Malaysia kamen 240 Menschen ums Leben: Fabrikarbeiterinnen und etliche Kinder, welche die Frauen mangels Betreuungsmöglichkeiten zur Arbeit mitgenommen hatten. Die Fabrik produzierte für den Export: 80 Prozent ihrer Artikel waren für die USA, 20 Prozent für Europa bestimmt. Die Arbeiterinnen hatten um ihre Gefährdung gewusst: Es war bereits die dritte Feuersbrunst in dieser Fabrik.

Da sie jedoch nicht gewerkschaftlich organisiert waren, sahen sie keine Möglichkeit, für bessere Sicherheitsvorkehrungen zu kämpfen.

Malaysia gehört zu den Ländern, die den Sprung in den Weltmarkt erfolgreich geschafft haben. Trumpfkarte im Wettbewerb um ausländische Investoren für Weltmarktfabriken: die flinken Hände gefügiger Arbeiterinnen.

Etwa 200 freie Exportproduktionszonen, sogenannte Freihandelszonen, stellen weltweit rund vier Millionen Arbeitsplätze zur Verfügung, die meisten in Asien und Lateinamerika – neuerdings auch in afrikanischen Ländern wie Kenia, Kap Verde oder Simbabwe. Zwischen 1960 und 1980 hat sich der Anteil an Frauen in der Industrie auf ca. 70 Prozent mehr als verdoppelt. Meist zwischen 15 und 25 Jahren jung – in der Turnschuhindustrie Chinas beispielsweise werden Frauen mit 25 Jahren entlassen –, erhalten sie rund 40 bis 50 Prozent weniger Lohn als Männer. Vornehmlich in der Bekleidungs-, Schuh-, Spielzeug- und elektronischen Industrie bezahlten diese Frauen den Eintritt ihrer Länder in den Weltmarkt mit unmenschlichen Arbeitsbedingungen und ohne Recht, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Gemäss einem jüngst erschienenen Bericht des internationalen Bundes freier Gewerkschaften herrscht in vielen EPZ ein Terrorregime. Als geschlossene Lager werden sie von bewaffneten Soldaten bewacht, körperliche Misshandlungen gehören zum Alltag der Arbeiterinnen.

In Bangla Desh haben sich zwischen 1980 und 1992 die Textilfabriken sechsfacht. Das Exportvolumen stieg in dieser Zeit von knapp 2 Millionen auf



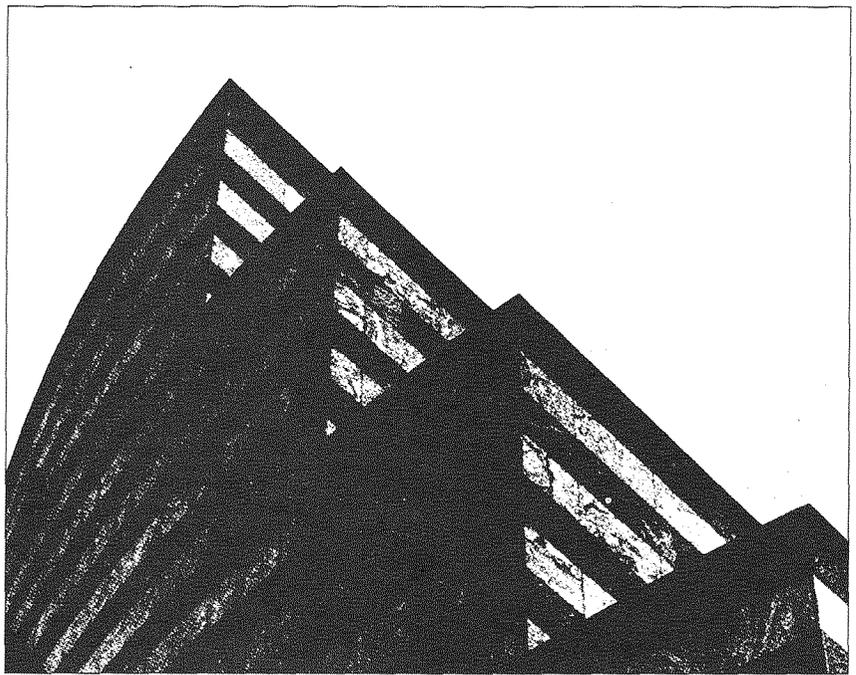
1 Milliarde Dollar. Bangla Desh hat die weltweit tiefsten Stundenlöhne, Arbeitstage von 12 bis 14 Stunden, weder Gesundheits- noch Sicherheitsstandards – und Krankengeld wird selbstverständlich nicht bezahlt. Das Durchschnittsalter der Arbeiterinnen ist 17 Jahre, der Eintritt in die Fabrik erfolgt mit elf oder zwölf Jahren.

Verbessern sich die Arbeitsbedingungen und steigen damit die Kosten, wird die Produktion an günstigere Standorte verlagert. Bereits bedroht die NAFTA-Politik, in Mexiko Zulieferfirmen vor allem in der Bekleidungs- und elektronischen Industrie anzusiedeln, Tausende von Frauenarbeitsplätzen in Asien, wie Lisa Maza, eine Vertreterin der philippinischen Frauenorganisation «GABRIELA» an einer Konferenz zum Thema «Frauen und Handel» erklärte. Werden technologisch anspruchsvollere Industrien mit besseren Arbeitsbedingungen aufgebaut, wie zum Beispiel in Singapur, geht der Frauenanteil in den Fabriken zurück.

Warum akzeptieren Frauen Arbeitsplätze, die kaum ihr Überleben sichern – ja gar ihr Leben gefährden? Die Antwort ist einfach: Sie haben keine andere Wahl. Ihr schlechterer Zugang zu Ressourcen wie Bildung, Land oder Kapital und andere Formen von Diskriminierung verweisen Frauen meist auf die am wenigsten begehrten Arbeitsplätze. In erdrückend patriarchalen Verhältnissen verspricht Lohnarbeit zu dem ersehnten Freiraum.

Gewerkschaftliche Organisation ist für viele Frauen – wenn überhaupt erlaubt – problematisch: im Sandwich von Familienarbeit und Gelderwerb bleibt wenig Raum für Gewerkschaftsarbeit. Auch sind die meist männerdominierten Gewerkschaften wenig frauenfreundlich, was ihre Struktur und Arbeitsweise angeht. Frauenspezifische Verbesserungen der Arbeitsbedingungen sind deshalb selten auf der Agenda von Gewerkschaften. Dennoch wehren sich Frauen vermehrt mit Streiks – im Kontext der Globalisierung allerdings ein zweischneidiges Schwert: Während zum Beispiel in Honduras ein Streik von 5000 Textilarbeiterinnen nach willkürlichen Entlassungen die Fabrikbesitzer zum Nachgeben zwang, führte ein scheinbarer Streikerfolg von Frauen in der philippinischen Bekleidungsindustrie kurz darauf zur Schliessung der Fabrik: Anderswo konnte mit fügsameren Arbeiterinnen gerechnet werden.

Insbesondere seit den Vorbereitungen zur Weltfrauenkonferenz von Peking setzen sich Frauen zunehmend intensiver mit Wirtschaftsfragen und mit ihren Arbeitsbedingungen auseinander. In Malaysia zum Beispiel hat die Frauenorganisation «All Women's Action Society» hinsichtlich Peking eine Konferenz zum Thema «Arbeit» organisiert.



Dort wurde die Situation malaiischer Arbeiterinnen analysiert, und es wurden Forderungen zu deren Verbesserung aufgestellt. So etwa, die Regierung habe die fundamentalen Rechte von Arbeiterinnen zu respektieren und alle entsprechenden Konventionen der ILO (Internationale Arbeitsorganisation) zu ratifizieren. Weiter sollen die Gewerkschaften ihre Strukturen dezentralisieren, um den Arbeiterinnen an der Basis mehr Macht zu geben.

Gerade aus Asien werden jedoch auch radikalere Stimmen laut. Für Vandana Shiva zum Beispiel, die indische Umweltaktivistin und Trägerin des alternativen Nobelpreises, reicht solche Kosmetik nicht. Für sie liegt das Problem tiefer. Nach ihrer Argumentation ist der «homo oeconomicus» letztlich tatsächlich ein Mann. Genauer: ein weisser Mann, und der Welthandel seine Erfindung. Was als Wirtschaft definiert wird – das Marktgeschehen – klammert nach Vandana Shivas Analyse wesentliche Wirtschaftsprozesse aus: die tagtägliche Arbeit von Frauen, die auf die Befriedigung unmittelbarer Bedürfnisse gerichtet ist, und das unermüdlige Schaffen der Natur.¹ Beides wird nicht im Bruttosozialprodukt aufgeführt und damit als wertlos eingestuft. Mehr noch: Der Welthandel zerstört das auf eine Überlebenseicherung gerichtete Wirtschaften. Crevettenzucht in Indien zum Beispiel – marine Exporte sind inzwischen eine der wichtigsten Einnahmequellen – vernichtet die Lebensgrundlage unzähliger Familien und hat zu einer Protestbewegung ansässiger Frauen geführt. Noch bedrohlicher wird der Handel, so Vandana Shiva, wenn er geistiges Eigentum betrifft: Bäuerinnen und Bauern, die über Generationen hinweg Kulturpflanzen gezüchtet und selektioniert haben, riskieren nun, den Besitz eigenen Saatgutes zu verlieren. Grundsätzliche Kritik an einer Wirt-

schaftsweise, die einen internationalen Markt zum Ziel hat, war denn auch ein zentrales Thema der Frauenbewegung im Umfeld von Peking. Visnochana, eine indische Frauenorganisation, und der «Menschenrechtsrat asiatischer Frauen» zum Beispiel forderten in ihrem gemeinsamen Positionspapier dezentralisierte Ökonomien:

«Wir müssen wieder dezentralisierte Wirtschaften schaffen, die unabhängig vom internationalen Markt Arbeit und Fähigkeiten von Frauen zu ihrem wahren Wert einstufen und nicht in den Bereich einer 'Schattenwirtschaft' verweisen. Das bedeutet die Förderung derjenigen Fähigkeiten und Formen nicht-traditioneller Technologien für Frauen, welche dem Wachstum bedürfnisorientierter Wirtschaften dienen, die in einzelnen Gemeinschaften verankert sind, und nicht den Interessen eines fremden industriellen und technologischen Systems, das die ökonomische Vision einer mächtigen Minderheit stützt. Wir müssen Modelle für Produktion, Verteilung und Konsum stärken, welche nicht ökonomisches Wachstum zum obersten Ziel haben, sondern fähig sind, Nachhaltigkeit mit Wachstum und Produktivität mit Gerechtigkeit zu verbinden.»

Regula Frey Nakonz ist Ethnologin und arbeitet auf der Koordinationsstelle «Frauen und Entwicklung» (BFA/HEKS/KEM/DM) in Zürich.

1) Vgl. dazu ausführlicher: Vandana Shiva, *The Practice of Feminist Economics: A View from the South, in: Living Beyond Our Means... Gender, Economics, and Development. Report from the Good Conference, 1996, 9–21.*

Entfesselter Markt und schlanke Betriebe

Ines Buhofer

14
1

Was bringt die Gruppe «Frau und Arbeit» der Oekumenischen Frauenbewegung Zürich dazu, sich für Frauen einzusetzen, die von Deregulierungsmassnahmen auf dem Arbeitsmarkt betroffen sind? Die Oekumenische Frauenbewegung Zürich hat 1995 eine Studie erstellen lassen, die sich mit den Lebens- und Arbeitssituationen von Frauen an deregulierten Arbeitsplätzen befasst. Damit entstand nicht nur ein erster Beitrag zur Deregulierungssituation in der Schweiz mit einer frauenspezifischen Optik, sondern auch ein erster kirchlicher Beitrag zu wirtschaftlichen Fragen aus Frauenkreisen der Basis.

Zum Glück weiss man nicht immer im voraus, worauf man sich einlässt, wenn man die Spur von Menschen aufnimmt, denen man begegnet. Wir waren im Zürcher Abstimmungskampf über die Initiative für längere Ladenöffnungszeiten Frauen im Verkauf begegnet, die uns mit Arbeitsbedingungen konfrontierten, die von unserer eigenen Berufswirklichkeit oft weit entfernt waren. Von einer völligen Verfügbarkeit war die Rede, von Kleiderzwängen, von Verboten, am Arbeitsplatz Privatgespräche zu führen, von Abrufverträgen ohne soziale Sicherheit, mit mehr Stress und weniger Lohn. Die drohenden längeren Ladenöffnungszeiten sollten die sinkenden Umsätze einiger Warenhäuser und Grossverteiler verbessern, zu Lasten des Verkaufspersonals. Den Versprechungen, mit längeren Ladenöffnungszeiten neue Arbeitsplätze zu schaffen, glaubte niemand. Allen war aber klar, dass die Annahme der Initiative die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen des Verkaufspersonals bedeuten würde. Verkaufspersonal, das sind fast ausschliesslich Frauen. Sie sind es, die von dem heute vorherrschenden wirtschaftlichen Liberalismus am ehesten benachteiligt sind. Auch wenn die Gleichstellung gesetzlich verankert ist, auf dem Arbeitsmarkt hat sie noch kaum Fuss gefasst. Der Abbau von gesetzlichen Vertragsregelungen, schwindende soziale Sicherheit, allgemeine Verschlechterung der Rahmenbedingungen hat die Lebensqualität von Frauen gemindert.

Frauen der Gruppe «Frau und Arbeit» wollten das nicht passiv hinnehmen und zusehen, wie menschliche Werte unserer Gesellschaft immer mehr von wirtschaftlichen Interessen verdrängt werden. Mit dem Plan einer Studie über die Auswirkungen zu Deregulierungsmassnahmen verbanden wir die Hoffnung, die menschliche Dimension wirtschaftspolitischer Massnahmen aufzeigen zu können und die Konsequenzen, die sich besonders für Frauen ergeben. Statistische Angaben und wirtschaftliche Analysen sollten durch Schilderungen der Auswirkungen auf die Lebensschicksale von Frauen ergänzt werden. Wir sahen darin einen Dienst an Schwestern, die nicht gefragt und die nicht angehört werden und die nicht wagen, über ihre Situation zu sprechen. Obwohl immer wieder Untersuchungen die sich verschlechternde wirtschaftliche Situation von Frauen erwähnt hatten, wollten wir mit einem frauenspezifischen Ansatz noch weiter gehen, um die «asymmetrische ungerechte Verteilung von Vorteilen und Nachteilen auf dem Arbeitsmarkt von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt» (Mascha Madörin) zum Ausdruck bringen. Das sollte keineswegs einmal mehr die ungeliebte Opferrolle sein, sondern wir hofften im Gegenteil, an der Lösung von Problemen auch im wirtschaftlichen Bereich vermehrt teilzuhaben. Damit hatten wir auch ein theologisches Thema angeschlagen: die Gerechtigkeit. Die gerechte Verteilung existenzsichernder Arbeit gehört zu einer auf Gerechtigkeit basierenden Gesellschaftsordnung.

Der Deregulierungsbegriff

Auch Begriffe haben ihre Geschichte. Die ersten Deregulierungskonzepte tauchten in den siebziger Jahren in den USA und in England auf. Dort wurden von ursprünglich staatlichen Regelungen geprägte öffentliche Bereiche wie Luftverkehr, Post, Telekommunikation, Bahn, Abfallversorgung dereguliert, d.h. staatliche Vorschriften wurden durch privatwirtschaftliche Massnahmen ersetzt. Deregulierung bedeutet immer eine Aufhebung von bestehenden Regulierungen, seien es rechtliche Grundlagen für ein Land, Vertragsvereinbarungen für einzelne Branchen oder Betriebe, seien es einzelne Betriebsbereiche oder Arbeitsvereinbarungen für einzelne ArbeitnehmerInnen. Offen dabei bleibt, welche Vorteile für wen entstehen. Offen bleibt, ob nicht zum Beispiel eine gewisse Regulierung notwendig ist, um die Interessen des Allgemeinwohls sicherzustellen, etwa die Leistungen des öffentlichen Verkehrs. Eine zweite Deregulierungswelle in den USA erfasste die staatlich vorgegebenen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Der Abbau bestehender Standards wurde damit begründet, im internationalen Wettbewerb konkurrenzfähig bleiben zu müssen und der Globalisierung des Marktes Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Das hatte Einfluss

auf die Vollbeschäftigung, die durch zahlreiche neue Formen flexibler Arbeitsverhältnisse ersetzt wurde, deren soziale Absicherung nicht mehr gewährleistet war. Auch über die Schweiz ist inzwischen eine Deregulierungswelle hinweggegangen. Durch den Ausschluss vom EWR ist sie doppelt besorgt, ihre internationale Konkurrenzfähigkeit unter Beweis zu stellen. Dafür sollen bisher bestehende staatliche Bestimmungen (z.B. Schutzbestimmungen) zurückgenommen und die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen flexibler gestaltet werden. Die Vorteile einer solchen Flexibilisierung der Arbeitsbedingungen, die angeblich grösseren persönlichen Gewinn verspricht, haben jedoch eine Kehrseite: sie können nur von den schnellen, mobilen, gut ausgebildeten ArbeitnehmerInnen genutzt werden. ArbeitnehmerInnen mit eingeschränkten Arbeitskapazitäten haben von solchen Massnahmen nur Nachteile zu erwarten. Vor allem die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen lassen sich mit solchen Vorgaben kaum in Einklang bringen. Geschlechtsspezifische Unterschiede auf dem Arbeitsmarkt werden dabei nicht berücksichtigt, und die Situation von Frauen, die auf flexible Arbeitsbedingungen angewiesen sind, wird ausgenutzt. Sie müssen mit den deregulierten Arbeitsverhältnissen viel in Kauf nehmen: den Wegfall von Kündigungsfristen, des Teuerungsausgleichs, von automatischen Lohnzulagen, eine Senkung oder Abschaffung eines gesetzlichen Mindestlohnes, Kürzung oder Streichung von Sozialleistungen. In diesen Zusammenhang gehört die Revision des Schweizer Arbeitsgesetzes, die eine Aufhebung des Nachtarbeitsverbotes für Frauen und die Aufhebung des Verbotes der Sonntagsarbeit vorgesehen hatte. Die Zahl der Frauen, die in solchen deregulierten Arbeitsverhältnissen tätig sind, nimmt zu. Immer mehr Frauen arbeiten mit einer sogenannt «variablen Arbeitszeit», die dem Lebenszuschnitt von Frauen zwar entgegenkommt, ihre soziale Absicherung aber offen lässt. Im gleichen Umfang hat die «Arbeit auf Abruf» zugenommen und geringfügige Beschäftigungen, die sozialversicherungsfrei sind. Die Studie geht solchen Arbeitsverhältnissen nach und versucht, den Deregulierungsbegriff in die Praxis umzusetzen. Sie zeigt, dass deregulierte Arbeitsverhältnisse den Frauen gerade nicht die versprochene grössere Freiheit, sondern grössere Abhängigkeit bringen.

Ablauf des Projektes

Das Projekt, das sich über ungefähr ein- einhalb Jahre erstreckte, ist in mehreren Phasen abgelaufen. Zunächst ist die Gruppe «Frau und Arbeit» zu einer Begleitgruppe erweitert worden, in der Gewerkschaftsfrauen und Vertreterinnen von Geldgebern und Geldgeberinnen zusammen waren. Eine Kerngruppe hat intensive Vorarbeiten geleistet und sich

um die Geldbeschaffung bemüht. Dabei haben sich vor allem kirchliche Gremien und der Kirche nahestehende Organisationen als Sponsoren gewinnen lassen. In der Hauptphase fanden regelmässig Zusammenkünfte mit der Autorin der Studie, Irene Meier, statt, um das Vorgehen und inhaltliche Fragen zu besprechen. Lange Diskussionen löste die Frage aus, welche Branchen für die Untersuchung genommen werden sollten, bis man sich auf das Reinigungsgewerbe und den Verkauf als Hauptbereiche einigte. Die Autorin stand vor grossen Schwierigkeiten, «betroffene Frauen» zu finden. Die Befragungen kamen immer wieder nicht zustande aus Angst vor negativen Reaktionen der Arbeitgeber und vor dem Verlust des Arbeitsplatzes. Sie waren blockiert durch ausdrückliche Redeverbote der Arbeitgeber und durch mangelnde Unterstützung der Verbände. Die Ergebnisse der Untersuchung beruhen auf einer schmalen Basis. Es besteht trotzdem kein Grund, an ihrer Aussagekraft zu zweifeln.

Die Ergebnisse

Die Untersuchung hat klar gezeigt, dass Frauen von Deregulierungsmassnahmen

besonders betroffen sind, weil sie häufig gerade in den Branchen tätig sind, in denen stark dereguliert wird – im Verkauf, im Gastgewerbe, im Reinigungsgewerbe. Obwohl die Nachteile klar auf der Hand liegen, gehen Frauen deregulierte Arbeitsverhältnisse ein: sie ziehen sie einer drohenden Erwerbslosigkeit vor. Deregulierte Beschäftigung ermöglicht es, familiäre und berufliche Ansprüche zu vereinbaren. Solche Voraussetzungen machen Frauen manipulierbar, wenn nicht erpressbar. Viele Frauen gehen aus Not eine deregulierte Beschäftigung ein. Von den Stimmen, die dies betonen, sei nur eine zitiert: «Seit über einem Jahr ist mir die Arbeit zur Qual geworden, aber ich habe in meinem Alter keine Alternative. Ich habe eine andere Stelle gesucht, aber als Teilzeiterin nur noch Stundenverträge angeboten bekommen, die zu einer massiven Lohneinbusse geführt hätten, und das, obwohl ich auch hier bloss 1520 Franken Grundlohn für eine 50 Prozent-Stelle bekomme.»

Mit dem Handlungsbedarf, der sich aus diesen Ergebnissen ergibt, haben wir ArbeitgeberInnen, politische EntscheidungsträgerInnen und die Kirchen aufrütteln wollen und mit konkreten

Vorschlägen konfrontiert, die Ergebnisse der Studie nicht auf sich beruhen zu lassen.

Reaktionen beim Erscheinen

Zu unserer grossen Überraschung ist der Studie bei ihrem Erscheinen am 1. Mai 1996 grosse Aufmerksamkeit entgegengebracht worden. Praktisch die gesamte Deutschschweizer Presse hat über die Ergebnisse berichtet. Im Laufe des letzten Jahres ist das Thema «Frauen an deregulierten Arbeitsplätzen» in verschiedenen Fernsehsendungen aufgegriffen worden. Tagungen und Seminare haben sich mit dem Thema beschäftigt. Lediglich die Geldgeber und Geldgeberinnen haben sich bis heute in Stillschweigen gehüllt.

Pläne für die Weiterarbeit

Nach über einem Jahr, in dem wir die Studie gut verkauft haben, gibt es Pläne für ein Fortsetzungsprojekt. Gespräche mit ArbeitgeberInnen haben gezeigt, dass man über Deregulierungsmassnahmen ins Gespräch kommen kann. Wir möchten weiterhin die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen in deregulierten Arbeitsverhältnissen thematisieren und sie zu verbessern versuchen. Die Aufmerksamkeit, die die Beschreibung der deregulierten Arbeitsverhältnisse gefunden hat, kann nur Mut machen für weitere spezielle Frauenbasisprojekte.

Entfesselter Markt und schlanke Betriebe

 Deregulierung - ein Schlagwort, das viel verspricht: mehr unternehmerische Freiheit, mehr Arbeitsplätze, mehr Wohlstand. Die Studie, welche die OEKUMENISCHE FRAUENBEWEGUNG ZÜRICH herausgegeben hat, blickt hinter die Versprechungen und untersucht konkrete Auswirkungen von Deregulierung auf dem Arbeitsmarkt. Erfahrungen von Frauen in deregulierten Beschäftigungsverhältnissen dokumentieren eine Vielfalt von prekären Arbeits- und Lebenssituationen.

 Dieses Ergebnis ist bedenklich, weil gerade Frauen für die Flexibilisierung der Arbeitszeit als Partnerinnen gewonnen werden könnten: Die Vereinbarkeit von verschiedenen Lebenswelten ist immer noch vorwiegend eine Leistung von Frauen. Diese erfordert flexible Erwerbsmöglichkeiten. Partnerschaft zwischen Unternehmen und Beschäftigten erträgt jedoch keine einseitig nach betrieblichen Interessen durchgesetzte Deregulierung.

 Gefordert wird deshalb ein „sozialverträglicher Aufbruch“, der den Interessen aller Beteiligten entgegenkommt. Diese Studie zeigt auf, wie notwendig ein solcher Aufbruch ist und wer dazu beitragen könnte.

Ines Buhofer ist Theologin und Leiterin der Helferei Grossmünster in Zürich. Sie arbeitete zweieinhalb Jahre als Hilfsarbeiterin in einer Fabrik, ein halbes Jahr in einem Zürcher Warenhaus als Verkäuferin und gehörte von Anfang an zur Gruppe «Frau und Arbeit». Sie ist Präsidentin der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft «Kirche und Arbeitswelt».

* Die Studie «Entfesselter Markt und schlanke Betriebe. Deregulierung – Auswirkungen auf Frauen» ist erhältlich bei: «Frau und Arbeit», Oekumenische Frauenbewegung Zürich, Postfach 254, 8024 Zürich und kostet Fr. 20.– (plus Versandkosten).

Forschungsreise in die Ökonomie

Ein Erfahrungsbericht

Sabine Rimmele

16 Vor genau einem Jahr sind wir zur «Forschungsreise in die Ökonomie» aufgebrochen. Wir, das war eine Gruppe von etwa zwanzig Frauen und Männern, die miteinander neues Territorium erforschen wollten: das Feld der Ökonomie, die wirtschaftlichen Zusammenhänge, in denen wir leben.

Eingeladen zu dieser Reise haben Mascha Madörin im Auftrag der Aktion Finanzplatz Schweiz-Dritte Welt sowie Bernhard Walpen und Daniel Ammann von der Bethlehem Mission Immensee. Sie legten den Ausgangspunkt unserer Exkursionen fest: gestartet wurde bei zwei südafrikanischen Konzernen mit Sitz in der Schweiz: De Beers Centenary in Luzern und Richemont in Zug.

Ich hatte mich in der Vergangenheit durch Ökonomie-Bücher gekämpft, mich tapfer täglich mit dem Wirtschaftsteil der NZZ herumgeschlagen, mich auf alle möglichen feministischen Erörterungen zum Thema gestürzt in der Hoffnung, doch endlich zu verstehen, wie das mit der Ökonomie und uns und uns in der Ökonomie so funktioniert. Denn schliesslich: irgendwas hat mein Alltag doch mit wirtschaftlichen Zusammenhängen zu tun. Nur um Himmels willen was denn genau? Solcherart suchend bin ich zur Reise-gruppe gestossen. Endlich ein Projekt, das direkt vor meiner Haustüre beginnt. Es verspricht konkret und begreifbar zu werden.

Warum machen andere eine solche Reise? Und dann gerade noch eine Gruppenreise?

Die Interessen sind vielfältig: Die einen kommen aus der Solidaritätsarbeit mit Südafrika und wollen die ökonomischen Verflechtungen von Südafrika und der Schweiz genauer unter die Lupe nehmen; andere wollen sich, ähnlich wie ich, ein Grundverständnis für ökonomische Zusammenhänge erarbeiten; wieder andere suchen nach Widerstandsformen und Handlungsmöglichkeiten in dieser Zeit, in der das Subsystem Wirtschaft so dominiert. So sind wir eine bunte Gruppe, die miteinander zu dieser Reise aufbricht.

Die Reiseleitung hat für den Anfang gut vorgesorgt: Sie stellt uns jede Menge Infos und das nötige Kartenmaterial (Literaturtips, Artikel, Geschäftsberichte etc.) für die ersten Etappen zur Verfügung. Jetzt ist es an uns zu überlegen, welche Region uns interessiert und welche Fährte wir weiterverfolgen wollen. Schnell wird klar: die Interessen sind verschieden. Effizient arbeiten lässt sich am besten in kleinen Gruppen – so teilen wir uns auf.

Ich will direkt vor der Haustüre mit dem Erforschen beginnen und schliesse mich mit denen zusammen, die sich mit De Beers in Luzern beschäftigen wollen. Ursprünglich ist De Beers ein südafrikanischer Konzern. In ihm sind die unterschiedlichen Aktivitäten von Diamantengewinnung bis zum Verkauf zusammengefasst. Seine Stellung ist mächtig: De Beers kontrolliert 80 Prozent des Weltdiamantenhandels. Ende der 80er Jahre wird der Konzern so umorganisiert, dass die Mehrheit des Konzernvermögens nicht mehr südafrikanischem, sondern schweizerischem Recht untersteht: die De Beers Centenary AG mit Sitz in Luzern wird gegründet. So ist aus einem südafrikanischen Unternehmen ein schweizerisch-südafrikanisches geworden. Dadurch ist das Unternehmen vor einer Nationalisierung von seiten Südafrikas sicher. Die Struktur der Holding ist äusserst verschachtelt. Die Bilanz schreibt: «Es gibt wohl kaum ein zweites Industrie- und Finanzkonglomerat auf dieser Welt, das so konsequent und erfolgreich hinter dem dichten Schleier der Gesellschaftsverästelungen, der Quer-, Direkt- und Indirektbeteiligungen operiert wie das Oppenheimer-Imperium» (De Beers fasst die Diamantengeschäfte der Oppenheimers zusammen). So ist der Konzern in der Lage, Gewinne und Verluste weltweit da anfallen zu lassen, wo es den eigenen Geschäftsinteressen dient.

Bis hierher stellen sich uns schon jede Menge Fragen: Wie löst zum Beispiel die kantonale Steuerverwaltung das Problem mit der schwer zu durchschauenden Organisation; wie verschafft sie sich einen Überblick über den Konzern, um zu einer angemessenen Einschätzung zu kommen? Wie ist De Beers überhaupt auf die Idee gekommen, nach Luzern zu kommen? Hier spielte z.B. der verstorbene Finanzdirektor Werner Bühlmann eine entscheidende Rolle. Was macht die Schweiz so attraktiv? EU und USA kommen wegen der Anti-Trust-Gesetzgebung nicht in Frage. Mit dem Sitz in der Schweiz verschafft sich De Beers Zugang zu den internationalen Kapitalmärkten. Welche Rolle spielt der Bankverein als «Hausbank» der De Beers?

Wie wirkt sich die Präsenz von De Beers in Luzern aus? So konnte eine aus der Reisegruppe berichten, dass bei einem Kultur Anlass in Willisau De

Beers als Sponsor auftrat. Räumlich ist De Beers in Luzern im Gebäude von Bucherer (Uhren- und Schmuckbranche) untergebracht. Wo zeigen sich sonst noch Verbindungen? Und dazwischen meldet sich bei uns immer wieder Bedarf nach grundlegenden Infos: Was ist eine Holding? Wie liest man einen Geschäftsbericht? Und dann beim Festsitzen: Wie recherchiert man weiter?

Mein Fazit: das Jahr hat sich gelohnt. Das Design der Veranstaltung hat mich angesprochen. Das exemplarische Vorgehen – einen Konzern und seine Verflechtungen als Ausgangspunkt zu wählen – hat mein Verständnis für ökonomische und politische Zusammenhänge vertieft.

Wir sind auch den Geschichten nachgegangen, die man über Personen und Unternehmen in einer Stadt so hören kann, und haben diese zu den Fakten in Beziehung gesetzt. So haben wir Alltägliche mit dem neu recherchierten Wissen verknüpft – ein durchaus lustvolles Unterfangen.

Mich haben die Auseinandersetzungen im Verlauf des Jahres ermutigt, meinen Wahrnehmungen mehr zu trauen und sie zum Ausgangspunkt meiner Ausflüge in die Ökonomie zu machen. Wirtschaftliche Zusammenhänge rücken mir näher, wenn ich an mich nicht den Anspruch stelle, sie durch eine perfekte ökonomische Brille betrachten zu wollen. Auch ohne systematisches Wissen bin ich mit Ausschnitten dieser neuen Landschaft vertraut.

Die Reiseleitung hat sich in ihrem Konzept von befreiungstheologischen methodischen Überlegungen leiten lassen. So konnten wir als Gruppe den Prozess verantwortlich mitsteuern. Das stellte hohe Ansprüche an die Beteiligung der Einzelnen. Die Reise hat viel Zeit und Aufmerksamkeit gefordert – so haben einige von uns auf dem Weg schlapp gemacht. Pfade und Routen waren nicht vorgegeben, sie wollten von uns entdeckt und begangen werden. Das hat manchmal zu unvorhergesehenen Anstrengungen geführt. Gleichzeitig haben wir aber nicht nur eine neue Landschaft entdeckt, sondern auch gelernt, wie man sich in ökonomischen Gefilden orientiert und zurechtfinden kann. Und das hat die Reise so spannend gemacht.

Sabine Rimmele lebt in Luzern, ist Theologin und arbeitet als Dozentin an der Höheren Fachschule im Sozialbereich.

Informelle Spar- und Kreditsysteme haben in den letzten Jahren in der Entwicklungszusammenarbeit sehr an Bedeutung gewonnen. Von vielen Partnerinnen und Partnern im Süden und von den nördlichen Entwicklungsorganisationen werden sie als hoffnungsvolles Instrument für eine soziale und wirtschaftliche Verbesserung für die Armen betrachtet.

Im heutigen globalwirtschaftlichen Kontext ist der Tausch von Waren fast vollständig monetarisiert und der grösste Teil der Bevölkerung ist in die Marktwirtschaft eingebunden. Im informellen wie im ländlichen Sektor benötigen Frauen, Bauern, HandwerkerInnen und Kleingewerbe Finanzierungsquellen, um ihr Leben bestreiten zu können. Gerade diese benachteiligten Bevölkerungsgruppen werden aber von den formellen Finanzierungsinstitutionen als nicht kreditwürdig eingestuft und haben somit keinen Zugang zu den benötigten Kleinstkrediten. Private Geldverleiher verlangen Wucherzinsen, die zur Abhängigkeit der Schuldner führen und ihre Situation noch verschlechtern. Aus diesem Grunde haben sich eine Vielzahl von informellen, monetären wie nicht-monetären Spar- und Kreditsystemen entwickelt, die den Bedürfnissen der Betroffenen gerecht werden wollen.

Inzwischen ist in der Entwicklungszusammenarbeit ein richtiger Boom von Spar- und Kreditsystemen ausgebrochen. Ein Ziel all dieser Systeme ist die Mittelbeschaffung für die «kreditunwürdigen» Armen zur Verbesserung ihrer Lebenssituation. Nebst den ökonomischen Zielen haben besonders die von den Betroffenen selbst verwalteten Spar- und Kreditsysteme auch soziale Ziele: Befreiung aus Schuldknechtschaft, Schutz vor Wucherern und finanzielle und soziale Autonomie vor lokalen (Wirtschafts-) Machthabern, dem Staat und den NGOs (Nicht-Regierungs-Organisationen). Mit der Kreditvergabe sollen auch die Gemeinschaften gefördert werden. So sind Kredite oft nicht individuell erhältlich, sondern an Gruppen oder an bestimmte Auflagen gebunden.

Faktoren, die sich positiv auf die Spar- und Kreditsysteme auswirken, sind u.a. wenn sie eingebettet sind in eine Gruppe, Basisgemeinde, ein Dorf, und wenn sie einen hohen Frauenanteil aufweisen. Die Frauengruppen arbeiten besser als die Männergruppen, ihre Rückzahlungsraten sind deutlich höher. Dies hat zur Folge, dass Frauen zu bevorzugten Partnerinnen der Entwicklungsorganisationen im Norden geworden sind. Auch wenn Frauengruppen im Süden diese Entwicklung begrüssen, warnen sie gleichzeitig zur Vorsicht: es hat sich in einigen Fällen gezeigt, dass den Frauen zusätzlich Arbeit aufgebürdet wurde, oder dass eh schon besser gestellte Frauen ihre Situation verbessern konnten, während die Ärmsten wenig bis gar nichts profitierten. Darum betonen Frauenorganisationen im Süden, dass

die Kreditvergabe an Frauen nur ein Faktor unter anderen sein kann im Prozess, der Frauen ökonomisch und sozial besserstellt.

Antoinette Brem/Elisabeth von Capeller

Gutes Leben für Alle

Runder Tisch zur Umverteilung der Arbeit.

Frauenorganisationen von kirchlicher, bürgerlicher und gewerkschaftlicher Seite (Verein Schweizer FrauenKirchenfest/Frauensynode 2000 und ARGEF 2001) haben auch dieses Jahr im Vorfeld des 14. Juni das Thema «Frau und Arbeit» in aktueller Weise zur Diskussion gebracht – mit einem Runden Tisch zur Umverteilung der Arbeit in Zürich und Esther Vilar als Frau der ersten Stunde.

Esther Vilar hat bereits zur Zeit der Ölkrise, Mitte der Siebzigerjahre, vorgeschlagen, was heute als 'Grosse Umverteilung' in der politischen und volkswirtschaftlichen Debatte zur sogenannten Arbeitslosigkeit auf dem Tisch liegt: Die drastische Reduktion der Erwerbsarbeitszeit und die Verteilung der Nichterwerbsarbeit auf alle, Männer und Frauen.

Der Runde Tisch versammelte Vertreter und Vertreterinnen der verschiedenen Ebenen, die an zukunftsweisenden Modellen interessiert und konkret engagiert sind. An der brisanten Gesprächsrunde nahmen zwei Vertreter der Wirtschaft teil: Patrick Kilchmann, oberster Personalchef von SULZER-Schweiz, und Alex Eggli von der Geschäftsleitung der Zürcher Kantonalbank, die der Gleichstellung und einer massiven Arbeitszeitreduktion für Männer und Frauen das Wort redeten, aber vor einem dadurch entstehenden Schattenarbeitsmarkt warnten.

Während sich Esther Vilar weitgehend an ihre Thesen von 1975 hielt und zum Beispiel ausserhäusliche Kinderbetreuung vehement ablehnte, schilderte die Frauensekretärin des SMUV, Maria Roth-Bernasconi, die Angst vor Arbeitsverlust der Arbeitnehmenden und die Unabdingbarkeit einer existenzsichernden Grundlage für alle in drastischer Weise. Arbeit auf Abruf und Teilzeitarbeit ohne soziale Sicherheit seien schlechte Strategien, ebenso die Verlagerung von Arbeitsplätzen ins Ausland.

Für die 'Grosse Umverteilung' der gesamten gesellschaftlich notwendigen Arbeit, der bezahlten wie der unbezahlten, verwendeten sich lediglich die beiden Vertreterinnen der Frauenorganisationen, Regula Ernst Schneebeli von der Gruppe ARGEF 2000 und Susanne Kramer, die die Frauensynode 2000 vertrat. Fortwährende Weiterbildung und Flexibilität aller Arbeitnehmenden und -suchenden schienen weit besser abgestützt als der Bewusstseinswandel für neue Arbeitsbegriffe und -strukturen im nächsten Jahrhundert. An die hundert ZuhörerInnen folgten dem Gespräch mit

Projekte zum Thema

Alternatives Wirtschaften im Süden

In Diagl , einem Dorf in Senegal, ist ein fröhliches Fest mit Tanz und Gesang im Gange: die neuen Feuerherde, erbaut in tagelanger Gemeinschaftsarbeit von einigen Frauen des Dorfes, werden eingeweiht. Besonders die Frauen und Kinder freuen sich, denn dank dieser Feuerherde wird das Holz, das früher an einem einzigen Tag verbraucht wurde, jetzt für eine ganze Woche reichen.

Möglich gemacht wurde dies durch einen Kredit, den die Frauen bei der dörflichen Sparkasse CRECIS aufnehmen konnten. Ein Glück, dass die Bauernorganisation, der sie angehören, sich vor einigen Jahren in ihrem Dorf dem Aufbau dieser Sparkasse widmete, wie sie dies zuvor in Dörfern der Umgebung getan hatte. «Seither geht es mit uns bergauf», freuen sich die Frauen. Denn jetzt sind sie weder von den formellen Finanzinstituten abhängig, für die sie als «kreditunwürdig» gelten, noch der Willkür von privaten Geldverleihern mit ihren Wucherzinsen ausgeliefert. Und genau dies hat sich die CRECIS zum Ziel gesetzt!

Das Beibehalten von traditionellen Praktiken wie Solidarität und soziale Kontrolle und die gleichzeitige Anpassung an neue Bedürfnisse und Anforderungen ist auch für die CRECIS die Herausforderung der Zukunft. Das haben die Frauen in Diagl  zuerst lernen müssen. Nicht jede der Frauen hat anfänglich verstanden, warum sie einen einmaligen Beitrittsbetrag und dazu jährliche Mitgliederbeiträge an die Sparkasse entrichten soll. Jetzt wissen sie, dass das Fastenopfer, ihre Partnerorganisation aus der Schweiz, keine direkten Beiträge an die Kasse leistet. Soll das System funktionieren, müssen sie es selber tragen. Damit die Verantwortlichen der Kassen das Geld optimal verwalten können, sollen sie gut aus- und weitergebildet werden. Die Frauen von Diagl  sind darum froh, dass vom Fastenopfer diese Ausbildungskosten für Mitglieder und Verantwortliche ihrer eigenen und der anderen 54 dörflichen Sparkassen der Umgebung übernommen werden.

Interesse, aber auch Ungeduld, weil für viele Erwerbslosigkeit und Armut von Frauen zu wenig thematisiert wurden. Den Schlusspunkt bildete die Verleihung eines Preises, gestiftet von Frauen-Synode 2000, der «Frauen-Swatch», an Esther Vilar in Anerkennung ihrer Vision zur Umverteilung der Arbeit. Der erstmals verliehene Preis soll von nun an jedes Jahr eine Frau auszeichnen, die sich durch ihr Engagement besondere Verdienste erworben hat im Zusammenhang «Frau und Arbeit». Die «Frauen-Swatch» ist eines der Modelle der Artist Collection 1996 mit limitierter Auflage und wurde entworfen von der jungen Japanerin Miran Fukuda und zeigt auf dem Zifferblatt zwei, einander teilweise überdeckende Frauengesichter: Symbol für die doppelte Rolle und die Doppelbelastung der Frauen in der heutigen Arbeitsgesellschaft. Wer wird sie 1998 am Handgelenk tragen?

Susanne Kramer

Miteinander arbeiten: Diakonie am Puls der Zeit

Das Industriepfarramt Basel feiert dieses Jahr sein 25jähriges Bestehen. Es ist ein Spezialpfarramt der katholischen und reformierten Kirchen Baselland und Baselstadt. In unserem Theologenteam arbeiten meine Kollegen Paul Luterbacher, Alex Wyss und ich. Zusammen mit den beiden Sachbearbeiterinnen kommen wir uns manchmal wie in einem Bienenhaus vor. Unser Domizil liegt mitten im Kleinbasel, im Quartier mit der grössten Bevölkerungsdichte und der höchsten Ausländerquote. Unsere Arbeit sieht jeden Tag anders aus: Wir pflegen Beziehungen zu den ArbeitnehmerInnen und Gewerkschaften, zu Unternehmen und Arbeitgeberverbänden. Wir suchen aktiv das Gespräch über ethisch relevante Fragen und bemühen uns, dort ein offenes Ohr und Herz zu haben, wo wir gebraucht werden.

So kommen Drogenabhängige zu uns genauso wie arbeitslose Personen oder Menschen, die einfach einmal über ihre Probleme reden wollen. Manchmal können wir helfen und vermitteln jemandem eine Lehrstelle oder stellen bei einer Schuldensanierung die richtigen Kontakte her.

In Basel haben wir ein dichtes und gut funktionierendes soziales Netz, so dass wir vielen suchenden Menschen innerhalb kurzer Zeit eine neue Perspektive mit auf ihren Weg geben können.

Im Bereich der Erwachsenenbildung veranstalten wir jedes Jahr verschiedene Anlässe. Dazu gehört die Septembertagung Kirche und Wirtschaft, bei der wir Vertretern aus beiden Disziplinen die Gelegenheit geben, ein aktuelles Thema kontrovers zu diskutieren. Eine andere Veranstaltung befasst sich mit den Problemen innerhalb der betrieblichen Sozialarbeit, wieder eine andere mit gewerkschaftspolitischen Anliegen der firmeneigenen Arbeitnehmervertretungen. Daneben erteilen wir Ethikunter-

richt für angehende Lehrmeister oder halten Vorträge zu sozialetischen Themen.

So leben wir im Industriepfarramt eine lebendige Kirche: Wir bieten uns auf dem Markt an mit einem Korb von Waren, die willkommen sind und Absatz finden. Denn nur so können wir etwas bewegen und bewirken.

Meinen Arbeitsschwerpunkt rund um das Thema Mobbing habe ich inzwischen aus meiner teilzeitlichen Anstellung beim Industriepfarramt ausgegliedert. Um diese Arbeit professionell betreiben zu können, habe ich letztes Jahr die gesamtschweizerische erste Beratungsstelle für Mobbingprävention und Konfliktmanagement in Oberwil/BL gegründet. Auf Honorarbasis berate ich Männer und Frauen, die über ihre Konflikte im Zusammenhang mit ihrer Arbeit sprechen wollen. Bei der Mobbingprävention geht es vor allem darum, soziale Konflikte am Arbeitsplatz möglichst frühzeitig zu erkennen und zu thematisieren. Ungelöste Konflikte führen mit der Zeit zu Mobbinghandlungen gegen eine Person, machen diese krank und führen in letzter Konsequenz zu deren Ausschluss aus dem Arbeitsprozess. Um die Sensibilisierung für das Thema Mobbing voranzutreiben, halte ich auf Anfrage Vorträge dazu in verschiedenen Firmen und Institutionen.

Für mich ist es sehr beglückend zu sehen, wie bereits zwei bis drei Beratungsstunden helfen können, schwelende Konflikte am Arbeitsplatz einzudämmen und beiden Konfliktparteien zu einem produktiven Miteinander anstatt Gegeneinander zu verhelfen.

Irene B. Richheimer, Industriepfarramt BS/BL, Amerbachstr. 9a, Postfach, 4007 Basel, Tel. 061/692 43 44
Beratungsstelle für Mobbingprävention und Konfliktmanagement, Mühlemattstrasse 8, 4104 Oberwil/BL, Tel. 061/403 06 40

GeGAV

Gesellschaft für Gerechte Arbeitsverteilung GeGAV nennt sich die Gruppe, die «eine eidgenössische Volksinitiative zur gerechten Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit» startet.

Infos, Unterschriftenbögen usw. sind zu beziehen bei:

GeGAV, Postfach 7236, 8023 Zürich

Entschieden im Absaits

Frauen in der Migration

Migrantinnen spielen eine wesentliche Rolle in der internationalen Wirtschaft und stellen wichtige Verbindungsnetze für den Migrationsprozess dar. Trotzdem werden sie kaum wahrgenommen. Deshalb hat das FIZ (Fraueninformationszentrum für Frauen aus Afrika, Asien und Lateinamerika) die während zehn Jahren zusammengetragenen Informationen und Erfahrungen zu einem Buch verarbeitet. Entstanden ist ein Sammelwerk zum Phänomen der internationalen Frauenmigration, das über-

geordnete Strukturen offenlegt. Zur Sprache kommen die Hintergründe und Ursachen sowie die Geschichte der Frauenmigration. Migrationswege und Auswirkungen werden aufgezeigt, Migrationstheorien im Zusammenhang mit der Entwicklung des FIZ skizziert. Das von Cristina Karrer, Regula Turt-schi und Maritza Le Breton Baumgartner herausgegebene Buch ist zum Preis von 28 Franken zu beziehen bei:

FIZ, Quellenstrasse 25, 8005 Zürich

Berichte

Eine Begegnung mit Catharina Halkes an der Paulus-Akademie in Zürich

«Geh mit der Zeit, aber komm von Zeit zu Zeit zurück» (S.J.Lec).

Ein einfacher Satz, ein schwieriges Programm: Vorwärtsgen und dennoch verbunden bleiben mit dem, was einem einst unbedingt wichtig war; formbar sein und doch erkennbare Konturen haben und Kanten, die sich nicht weg-schleifen lassen durch den Geist der Zeit – wer sich dieser Anstrengung unterzieht, wird kein langweiliges Leben haben.

Und sie oder er wird dankbar sein für Menschen, deren Leben von diesem Verpflichtetsein und Neugierigbleiben erzählt; nicht nur, weil es unsere eigene Hartnäckigkeit und Ausdauer stärken, sondern auch die eigenen Anfänge erinnern helfen kann, die uns einmal auf die Beine gebracht und in eine bestimmte Richtung auf den Weg geschickt haben.

Catharina Halkes gehört für viele feministische Theologinnen zu diesen Menschen. Die Begegnung mit ihr, kundig geleitet von Brigit Keller und Li Hangartner, war eine Art «Back to the Future» – ein Erinnern an die Ziele, die uns alle einmal in Bewegung setzten und ein Erinnern daran, was davon noch immer uneingelöst oder zum Teil Strandgut geworden ist in unseren eigenen Entwicklungen und Arrangements.

Catharina Halkes, ehemals Inhaberin des von ihr 1983 mitbegründeten Lehrstuhls für Feminismus und Christentum in Nijmegen (NL), hat vielen Frauen durch ihr berühmtes Buch «Gott hat nicht nur starke Söhne» die Tür zur Feministischen Theologie aufgestossen. Eine Hebamme der Anfänge war sie, und eine weiterdenkende, immer wieder neu ansetzende Fragerin ist sie bis heute geblieben.

«Ich fühle mich nicht als Konsumentin der Kirche», bemerkte sie im Gespräch in Zürich. Religion ist für sie kein Markt, auf dem man sich die besten Häppchen schnappt, Kirche kein Dienstleistungsbetrieb, den man verlässt, wenn einem das Angebot nicht mehr passt. Bleiben, Verantwortung übernehmen, aber auch für die Veränderung, für das Neue, das geschehen

muss! Kein Wunder also, ist die tragende Melodie von Catharina Halkes Theologie Zuhören! Hören, Hinhören, Zuhören, Nachdenken, Weiterdenken, Schlüsse ziehen. Tun, was notwendig ist und erneut hören! «Ich bin von Herzen Pastoraltheologin!» – und man glaubt ihr das sofort, auch ohne den Nachsatz, «weil es in der Pastoraltheologie um den Menschen geht ... Alle Menschen sind so interessant, so verschieden und der Mühe wert!» Grossherzigkeit – ein Wort, das so neu Bedeutung gewinnt!

Catharina Halkes hat an jenem Abend anfangs Juni im Gespräch zurückgeschaut, ihre Themen erinnert und formuliert, was ihr heute wichtig ist: Schöpfungstheologie zum Beispiel, Austausch mit den Frauen aus dem Süden, die Notwendigkeit, global(er) zu denken. Sie hat uns aber auch erinnert an das, was wir einmal gewollt haben: Nicht bloss Emanzipation (im Sinne von gleichen Rechten), sondern Feminismus: die Kritik an einer Kultur, die wir mit den Wertgefügen und Interessen von Männern verbunden haben: Siegen, Stark-sein-müssen, Effizienz, Rationalität; in allem immer weiter, höher, mehr. Dass Frauen inzwischen so oft in dieselben Macht-Leistungs- und Selbstausbeutungsspiralen geraten und sich darin erschöpfen, macht deutlich, dass Erinnerung kein Luxus ist. «Geh mit der Zeit, aber komm von Zeit zu Zeit zurück» (S.J.Lec).

Diese «Botschaft» ist angekommen und darüber hinaus das Beeindruckende eines Lebens, das kontinuierlich diesem Projekt Feminismus und Christentum verbunden bleibt, auch wenn es manchmal hartes Brot ist, das es zu kauen gilt; es ist nicht immer lecker, aber unserer Bissfähigkeit kommt es zugute und der Einsicht: Feministische Theologie ist, wenn man trotzdem weitermacht!

Silvia Strahm Bernet

«Für Freiheit in der Kirche»

Die Herbert Haag-Stiftung verleiht ihren Preis an Prof. Dr. Elisabeth Gössmann und Dr. Elisabeth Moltmann-Wendel.

Zwei «Grand Old Ladies der feministischen Theologie» nannte Michael Meier im Tages-Anzeiger die beiden deutschen Theologinnen, die im Juni 1997 in Luzern verdienstermassen geehrt wurden – beide sind sie inzwischen im Rentenalter, man darf sie aber, so Michael Meier, getrost mit zur «theologischen Avantgarde» zählen.

Elisabeth Gössmann hat in ihrem wissenschaftlichen Arbeiten, so Helen Schüngel-Straumann in ihrer Laudatio, eine Brücke geschlagen zwischen feministischer Forschung und herkömmlicher wissenschaftlich-theologischer Arbeit und damit die feministische Forschung in der Theologie «stubenrein» gemacht, also anerkannt, weil wissenschaftlich; sie hat aber auch als Wandererin zwischen zwei Welten – Japan, wo sie eine Professur innehatte, und

Deutschland, welches ihr Herkunftsland ist – jene andere, vergessene Welt vergangener Frauenleben in Erinnerung gebracht, der sie ihre wissenschaftliche Forschungsarbeit widmete. In ihrer Rede erinnerte sie denn auch an jene Denkerinnen, Mystikerinnen, Gottsucherinnen wie Margarete Porete, Mechthild von Magdeburg oder Hildegard von Bingen, welche in ihrem Denken und Glauben ab und zu haarscharf an den Grenzen zum Tod entlangdachten – ihnen hätte dieser Preis gebührt, meinte Frau Gössmann, weil sie im Unterschied zu uns heutigen Frauen für «die Freiheit des Denkens und Glaubens in der Kirche» ihr Leben riskierten. Margarete Porete etwa bezahlte ihre Widerständigkeit mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen.

Elisabeth Moltmann-Wendel, während des Krieges im widerständigen Klima der Bekennenden Kirche grossgeworden, lernte dort, in der Abgrenzung zum Faschismus, «Identität im Anderssein» zu entwickeln – etwas, das ihrem späteren feministischen Engagement in Theologie und Kirche zugute kam. Auch die dort erworbene Maxime – heiss sein oder kalt, aber niemals lauwarm – findet sich in ihren Arbeiten wieder, die sich immer neugierig dem Vertrauten und Gewohnten nähern; kritisch, mit einer eindeutigen Option für das Wohl und die Befreiung der Frauen und mit spannenden Fragestellungen. Sie hat mit ihren Büchern für viele Frauen Wegmarken auf ihrer Denk- und Glaubensreise gesetzt – den Blick geweitet, die Augen geöffnet, das Leben reicher gemacht.

Frauen wie Elisabeth Moltmann-Wendel oder Elisabeth Gössmann – die Liste liesse sich erweitern – haben uns «Hebammendienste» geleistet, wie es Doris Strahm formulierte, nicht nur durch Wissensvermittlung, Denkhilfen oder Argumentationen, sondern auch in Sachen Stolz: Wenn uns der «Geburtsfehler: weiblich» (Elisabeth Gössmann) nach wie vor anstatt Parkett manches Glatteis bietet, dann drehen wir unsere Runden eben auf Schlittschuhen. Dass man auch da Pirouetten drehen kann und technisch einwandfreie Figuren zustandebringt, das haben uns Frauen wie Elisabeth Moltmann-Wendel und Elisabeth Gössmann vorgemacht. Dafür sei ihnen gedankt.

Silvia Strahm Bernet

Das Projekt «feministische Frauenkoalition»

Die OFRA Schweiz lancierte im Rahmen eines Neuorientierungsprozesses die Idee einer feministischen Frauenkoalition. Anstelle der historisch überholten Form einer themenübergreifenden feministischen Organisation, wie es die OFRA seit zwanzig Jahren ist, soll eine Vernetzung der zwischenzeitlich entstandenen feministischen Projekte und Organisationen entstehen.

Zweck dieser Koalition ist eine Optimierung der politischen Lobbyarbeit, eine bessere Abstimmung von Projek-

ten und Aktionen, ein gewichtigeres Auftreten in der Öffentlichkeit, eine Verbesserung der Kommunikation untereinander sowie eine grundsätzliche Weiterentwicklung der feministischen Debatte.

Zur Abklärung des Bedarfs führte die Arbeitsgruppe der OFRA im April 96 ein Hearing durch, an dem die vorgängig unterbreitete Projektidee diskutiert wurde. Dazu wurden über hundert feministische Organisationen und Projekte der Deutschschweiz und der Romandie eingeladen. Als Folge dieses Hearings bildete sich eine Projektgruppe, bestehend aus Frauen verschiedener feministischer Organisationen und Projekte der Schweiz (Frauenrat für Aussenpolitik, FraP, Nogerete, NOSOTRAS, Frauengewerkschaft, cfd-Frauenstelle). Der Name «feministische Frauenkoalition» ist im Moment noch Arbeitstitel. Strukturelle Grundanforderungen sind eine flache Hierarchie, eine juristisch abgesicherte Organisationsstruktur, die trotzdem flexibel und handlungsfähig ist, klar definierte Kompetenzen.

Geplante Organe:

Sekretariat: Kommunikationsschaltstelle, Administration, Daten- und Adressbank.

Kerngruppe: Begleitung des Sekretariats, Weiterbildung, feministische Debatte allgemein.

Mitglieder: hauptsächlich Kollektiv-, aber auch Einzelmitglieder.

Projektgruppen: konstituieren sich bei Bedarf zu einem bestimmten Thema.

Die Charakteristik der Feministischen Frauenkoalition ist nicht die Vertretung der feministischen Meinung. Ihre Stärke liegt in der intensiven Debatte, im Ausarbeiten von tragfähigen Argumenten und im Offenlegen von Konfliktfeldern. In der Feministischen Frauenkoalition bündelt sich das Wissen von feministischen Fachfrauen und Organisationen zu allen gesellschaftlich relevanten Themen. Dieses Image soll gegenüber Gesellschaft, Medien, institutionalisierter Politik und anderen Organisationen im sozialen/politischen Bereich vermittelt werden.

Rita Blättler

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Lehner, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Zürich

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 24.–
GönnerInnenabo Fr. 30.–
Auslandabo: Fr. 26.–/DM 28.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
«Gutes Überleben für alle». Ein feministisch-ökonomisches Modell (Ina Praetorius)	3
Weiberwirtschaft. Arbeit am Symbolischen (Ursula Vock im Gespräch mit Andrea Günter)	7
Täglich auf dem Arbeitsmarkt (Lisa Schmuckli)	8
Hauswirtschaft als Weltwirtschaft (Ina Praetorius im Gespräch mit Helga Deussen Meyer)	9
Ökonomiekritik von Frauen aus dem Süden (Regula Frey Nakonz)	12
Entfesselter Markt und schlanke Betriebe (Ines Buhofer)	14
Forschungsreise in die Ökonomie – Ein Erfahrungsbericht (Sabine Rimmele)	16
Forum: Projekte zum Thema	17
Forum: Berichte	18

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Das Thema des nächsten Hefts:

Inkarnation im weiblichen Fleisch (Dezember)

Veranstaltungshinweise

Samstag/Sonntag 27./28. September

Der Rächer ist ein Held, die Rächerin ein Monster

Rache und Rachefantasien von Frauen – Tagung für Frauen mit Maria Kaegi,
Brigit Keller, Roswita Schilling, Silvia Strahm Bernet, Ruth Wullschlegler

Dienstag, 30. September, 19 Uhr

Sappho küsst Europa

Prosatexte zu Lesben aus 20 Ländern – Buchvernissage mit Madeleine Marti,
Marianne Ulmi, Ulla von Wurstemberg und Kristin T. Schnider

beides: Paulusakademie Zürich, Tel. 01/381 34 00

Bildnachweis

Bilder des Gebäudes der SBG in Basel aus:

- Mario Botta, Die Schweizerische Bankgesellschaft in Basel, hrsg. SBG, Basel 1995
- Basel 95, Basler Stadtbuch 1995, hrsg. Christoph Merian Stiftung, Basel 1996

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Ines Buhofer, Bauherrenstr. 37, 8049 Zürich

Helga Deussen Meyer, Seminarstr. 6, 9200 Gossau

Regula Frey Nakonz, Pfarrgasse 41, 8704 Herrliberg

Andrea Günter, Lorettostr. 62, D-79100 Freiburg

Ina Praetorius, Bühl, 9622 Krinau

Sabine Rimmele, Sonnenbergstr. 6, 6005 Luzern

Lisa Schmuckli, Bireggstr. 3, 6003 Luzern

Doris Strahm, Gotthelfstr. 89, 4054 Basel

Ursula Vock, Winterthurerstr. 83, 8006 Zürich